

Hadamarer Anzeiger



(Wokalblatt für den Amtsgerichtsbezirk Hadamar und Umgegend).

Nr. 39. Sonntag den 27. September 1914. 16. Jahrgang.

Der „Hadamarer Anzeiger“ erscheint Sonntags in Verbindung mit einer 8seitigen Sonntagbeilage und kostet pro Monat für Stadtabonnenten 30 Pfennige, incl. Br. u. L. für die Postabonnenten 35 Pfennige. Man abonniert bei der Expedition, einwärts bei den Postämtern, rückwärts bei den Postämtern oder bei der nächst gelegenen Postanstalt. In der 4. Spalte der 12. Seite des Anzeigers steht die Angabe der Abonnentenpreise.

Redaktion Druck und Verlag von Joh. Wilhelm Hörter, Hadamar.

Auszug aus dem Kreisblatt des Kreises Limburg. Bekanntmachung.

Euer Excellenz
ersucht das stellvertretende Generalkommando unter Bezugnahme auf Mob.-Plan § 166, 3 und Dienstvorschrift für die freiwillige Krankenpflege z. 135 Abs. 2 ganz ergebenst, die unterstellten Behörden zu veranlassen, daß die Ortsvorstände der Landgemeinden und kleineren Städte sofort nach dem Eintreffen von Verwundeten oder Genesenden den zunächst gelegenen Bezirkskommandos des Korpsbezirks hiervon Mitteilung machen.

Frankfurt a. M., den 12. September 1911.
XVIII. Armekorps. Stellvertretendes General-Kommando.

Der kommandierende General.
gez. Freiherr von Gall,
General der Infanterie.
An den Herrn Oberpräsidenten zu Cassel.
Nbr. II. b. 3. No. 25 902.

Wir den Ortspolizeibehörden des Kreises zur genauesten Beachtung mitgeteilt.

Limburg, den 24. September 1914.
Der Landrat.

Bekanntmachung.

Seine Majestät der Kaiser und König haben zu bestimmen geruht, daß die Angehörigen des preussischen Heeres die ihnen von deutschen Bundesfürsten verliehenen Kriegsauszeichnungen sofort anlegen dürfen und daß es der Einholung einer Allerhöchsten Erlaubnis hierzu nicht bedarf.

Berlin, den 8. September 1914.
Der Minister des Innern.
Im Austr.: Freund.

Wird veröffentlicht.
Limburg, den 21. September 1914.
Der Landrat.

Der Weltkrieg.

Schwere Artillerie gegen die Sperrforts.

B.L.V. Großes Hauptquartier, 23. Sept. abends.
Auf dem rechten Flügel des deutschen Westheeres, jenseits der Oise, steht der Kampf. Umfassungsvorwürfe der Franzosen haben keinerlei Erfolg gehabt. Ostwärts bis an den Argonnenwald fanden heute keine größeren Kämpfe statt. Deutlich der Argonnen ist Varennes im Laufe des Tages genommen worden. Der Angriff schreitet weiter fort.

Die gegen die Sperrforts südlich von Verdun angreifende Armeeteile haben heftige aus Verdun über die Maas und aus Toul erfolgte Gegenangriffe siegreich abgeschlagen, Gefangene, Maschinengewehre und Geschütze erbeutet. Das Feuer der schweren Artillerie gegen die Sperrforts Troyon, Les Paroches, Camp des Romains und Liouville ist mit sichtbarem Erfolg eröffnet worden.

In Französisch-Lothringen und an der elsässischen Grenze wurden die französischen Vortruppen an einzelnen Stellen zurückgedrängt.

Aus Belgien und aus dem Osten ist nichts Neues zu melden.

Die Schlacht im Westen.

* Berlin, 24. Sept. (Ctr. Bln.) Obwohl über das Entscheidungsringen im Westen heute abend keinerlei neue Meldungen vorliegen, läßt sich doch so viel feststellen, daß die Berichte von der gegnerischen Seite der letzten Nacht aus dem großen Hauptquartier, daß der Kampf stehe, nicht widersprechen. Freilich vermeiden auch sie jedes Eingehen auf Einzelheiten. Dafür behilft man sich einstweilen mit der Abgabe von sogenannten Gutachten. So wird z. B. aus Genf berichtet, nach einer Pariser Taktik müßten die Franzosen danach trachten, Br. Fere zu gewinnen, um die Straße nach Laon zu erreichen. Wichtig für die französische Stellung im Osten

von Reims für die Behauptung des deutschseits stark angegriffenen Pompey-Massivs. Die Chancen des bedeutsamen Kampfes in der Boevre-Ebene seien vorläufig unbestimmbar.

Oesterreich-Ungarn und Italien.

Der „Pester Lloyd“ schreibt über das Verhältnis Oesterreich-Ungarns und Italiens: Es kann festgestellt werden, daß das Verhältnis beider Staaten jetzt nicht minder freundschaftlich ist als vor Ausbruch des Krieges. Es ist Hoffnung wie dies auch der gegenwärtige Vertreter der Monarchie in Rom, Freiherr von Macchio, erklärte, daß durch den Krieg die wechselseitigen Beziehungen nur noch verbessert werden. Zwei Argumente tragen dazu wesentlich bei: Oesterreich-Ungarn ist unter allen Umständen für Italien ein bequemere Nachbar als jeder Staat auf nationaler Grundlage. Zweitens hat der Krieg die Solidarität der einzelnen Nationalitäten der Monarchie befestigt; künftighin werden nationale Streitigkeiten einen weit milderen Charakter tragen. Es ist also bestimmte Hoffnung, daß die österreichische Regierung für das italienische Element ihr Wohlwollen wirksam wird betätigen können, ohne durch die Parteien im Reichsrat daran verhindert zu werden.

Wohe dir England!

Unter der Ueberschrift: „Wohe dir, England!“ hat der Direktor im preussischen Ministerium des Innern, Geheimer Oberregierungsrat Dr. Friedrich Freund, in der „Vossischen Zeitung“ einen Aufsatz veröffentlicht, der weitgehende Beachtung verdient. Von der hohen Warte einer durch Gaf und Leidenschaft ungetrübten Erkenntnis herab prophezeit der Verfasser der britischen Nation Unglück aus drei Gründen: England betrügt seine Freunde, es verletzt seine eigenen Interessen, und es offenbart der Welt seine Schwäche.

England handelt sowohl Frankreich wie Rußland gegenüber treulos, weil die Hilfe, die es beiden leistet, völlig unzulänglich ist. Ist nicht schon, rein zahlenmäßig betrachtet, in einem Kamp-

Die schöne Aruscha.

Roman von D. Elker.

Um 4 Uhr früh marschierte die Expedition ab. Noch herrschte völlige Dunkelheit und der Marsch bewegte sich langsam durch das lichte Unterholz des Waldes und die verfallenen Baumstämme und Sträucher, bis man bei Tagesanbruch die freie Ebene erreichte. Einige hundert Meter entfernt ragte der Hügel empor, auf dem sich Bernhard's Lager befunden hatte. Die Boma wurde durch den Hügel vollständig verdeckt, nur wenige bienenkorbenähnlichen Hütten waren sichtbar.

„Jener Hügel“, meinte Bernhard zu Leutnant von Wasmuth, „dürfte eine außerordentlich günstige Stellung für Deine Geschütze abgeben, da man von dort aus die ganze Boma frei, das heißt umgeben von der Ebene und dichten Gebüsch und Anpflanzungen, welche die Annäherung erschweren und eine wirksames Artilleriefeuer auf das Innere der Boma verhindern. Nach Norden zu schließen sich die Bananenhaine an einen dichten Urwald, der jede Annäherung verbietet.“

„Ich danke Dir für Deine Mitteilungen“, entgegnete Leutnant von Wasmuth. „Der Besitz jenes Hügels ist allerdings von größter Wichtigkeit für uns, ich werde Ramassan den Befehl geben, den Hügel zu besetzen.“

Ramassan hatte schon von selbst die Richtung nach der Kuppe des Hügels genommen. Als er sich jedoch dem am Fuße der Anhöhe befindlichen Anpflanzungen näherte, zückte ihm einige Speere und Pfeile entgegen und auch vereinzelte Schüsse krachten hinter den Dornhecken hervor. Ramassan ließ sofort ausschwärmen und das Feuer auf die versteckt hinter dem dornigen Buschwerk liegenden Feinde eröffnen. Es stellte sich jetzt heraus, daß der durch Bernhard veranlaßte Steppenbrand von großem Vorteil für die Angreifer waren, welche sonst die Ueberflucht und das freie Schussfeld sehr beschränkt haben würden. Auch das Hereinschleichen der Massai wurde unmöglich gemacht; sie mußten sich auf die Verteidigung der Boma und der vom Feuer verschonten Anpflanzungen beschränken.

Leutnant von Wasmuth gab auch der Vorhut Befehl, auszuschwärmen und, sich Ramassan anschließend, gegen den Hügel vorzugehen. Ein hitziges Feuergefecht entspann sich gegen den unsichtbaren Feind.

„Ben Mohamed verteidigt sich hartnäckig“, sagte Leutnant Wasmuth, „und scheint auch viele Gewehre zur Verfügung zu haben.“

„Dann muß er in den letzten Tagen Zugang erhalten haben“, entgegnete Bernhard, „denn während ich bei ihm weilte, war er nur im Besitz einiger alter Donnerbüchsen.“

„Du hörtest doch, daß Vana Said ihm vom Tanganika-See her zu Hilfe gekommen ist. Dort findet durch Vermittelung der Engländer und der Händler des CongoStaates ein

regener Handel mit Waffen statt. Leicht möglich, daß Vana Said's Leute sämtlich mit Gewehren ausgerüstet sind.“

„Aber ich glaube nicht, daß Vana Said sich an dem Kampfe gegen uns beteiligen wird. Welchen Grund hätte er dazu?“

„Ja, Du vergißt seine Tochter.“

„Ich bin mir seiner Tochter gegenüber keine Schuld bewußt.“

„In Deinen und meinen Augen nicht, wohl aber in den Augen jenes strenggläubigen Arabers. — Doch wir müssen dieser unnützen Schießerei ein Ende machen. Leutnant Grundner!“ rief er dem die Vorhut führenden Offizier zu, „versuchen Sie, den Feind durch Bajonettangriff zu vertreiben und setzen Sie sich dann auf der Anhöhe fest!“

Leutnant Grundner jentke den Säbel zum Zeichen, daß er den Befehl verstanden hatte. Dann ließ er noch einmal mehrere Schwarm-salven rasch hintereinander in den Busch hinein abgeben und stürzte sich unter lautem Hurrah mit gefälltem Bajonett auf den Gegner. Dem überraschenden, fecken Angriff vermochten die Leute Ben Mohamed's nicht zu widerstehen. Sie verließen ihre Schlupfwinkel und eilten in langen Sprüngen über den Hügel hinweg der Boma zu. Auf der Kuppe des Hügels erschien in diesem Augenblicke die Gestalt eines Arabers auf einem weißen Reiter und versuchte die Fliehenden aufzuhalten.

„Das ist Ben Mohamed!“ rief Bernhard Leutnant Grundner zu.
„Vorwärts, meine tapferen Burschen“

fe, indem vielleicht vier Millionen Soldaten sich gegenüberstehen, ein Expeditionskorps von 100 000 Mann ein nichtsagender Faktor. Auch ist es keine Ueberhebung, wenn die deutsche Nation mit einem Rächeln die Ankündigungen Lord Ritheners von einer Nachsendung weiterer 500 000 Mann aufnimmt. Kann denn im Ernst eine solche rasch eingeleitete und ebenso rasch wie ungenügend eingeleitete Mannschaft, selbst wenn sie den Weg zu den vereinigten Heeren offen finden sollte, einer in allen militärischen Dingen so hoch stehenden und sieggewohnten Truppenmacht wie der deutschen gegenübergestellt werden? Dazu kommt, daß England die Russen ihrem Schicksal überläßt, ohne einen Finger zu rühren. Hält es Frankreich gegenüber noch den Schein der Hilfe aufrecht, so läßt es Rußland gegenüber auch diese Maske fallen. Es ist eine auf der Hand liegende Wahrheit, daß England wirksame Hilfe nur mit der Flotte leisten könnte. Aber für das Wohl seiner Freunde Frankreich und Rußland ist ihm der Einsatz seiner Flotte zu teuer. Diese nackten Tatsachen müssen endlich Franzosen und Russen die Augen öffnen über Englands Spiel. Wer aber wird künftig nach solchen Erfahrungen noch Englands Hand ergreifen wollen. Wehe dir, England!

England verletzt ferner seine Lebensinteressen, indem es seinen besten Kunden, Deutschland mit allen rechtlichen und unrechtlichen Mitteln wirtschaftlich niederringen will. Deutschland war bisher der größte Abnehmer der englischen Tuche und der englischen Kohle. Nichts ist leichter als uns für die Zukunft auf beiden Gebieten selbstständig zu machen. Nach diesem Kriege wird kein deutscher Patriot mehr englische Stoffe erwerben. Die englische Kohle wird von den deutschen Grenzen ausgeschlossen bleiben. Wenn England hiergegen den deutschen Rübenzucker und die deutschen Teerfarben boykottieren will, so wird es selber ungleich schwerer als wir darunter leiden. Ministerialdirektor Dr. Freund vermag aus intimster Kenntnis der Tatsachen heraus zu versichern, daß einflußreiche Kreise in Deutschland sich mit dem Gedanken einer mächtigen Vereinsorganisation tragen, die die Sperrung des deutschen Marktes gegen die englischen Waren durchzuführen soll, und so vermag er auch den zweiten Abschnitt seiner Darlegungen in die Worte ausklingen zu lassen: „Wehe dir, England.“

Und nun das Dritte. England offenbart der Welt seine Schwäche. Es zerschneidet des deutsche Kabel nach Uebersee, weil es den Sieg der Wahrheit fürchtet. Es beeinflusst die öffentliche Meinung der Welt, weil es die Diskussion mit Deutschland in der Öffentlichkeit fürchtet. Darin offenbart es seine Schwäche. Es sucht, bis hinauf zu seinem schwachen König, die Welt glauben zu machen, daß Deutschland als Friedensstörer die Gelegenheit vom Zaune gebrochen habe,

schrie dieser seinen Sudanesen zu. „Fangt mir den gelben Schuft da oben!“

Die Sudanesen stürmten den Berg hinan. Ben Mohamed sah die Gefahr, schoß seine lange Pike gegen den rasch nahenden Feind ab, schwang die Waffe triumphierend empor, als er einen der Gegner stürzen sah, stieß seinem Reiter die Hacken in die Seiten und galoppierte davon.

„Wie schade“, rief Leutnant Grundner ärgerlich, „daß man in diesem verwünschten Lande nicht einige Reiter zur Verfügung hat! Dann würden wir Ben Mohamed in wenigen Minuten gefangen haben!“

Ueber den Hügel hinaus durfte die schwache Vorhut nicht vorgehen, ohne in Gefahr zu laufen, von der Menge der Feinde erdrückt zu werden. Man mistete sich daher in dem verlassenen Lager Bernhard's ein, verfolgte den jetzt in hellen Haufen in die Boma fliehenden Feind mit Schnellfeuer und harpte der Ankunft des Gros und der Geschütze, um dann zum entscheidenden Angriff auf die Boma zu schreiten.

Von dem jetzigen Standpunkt der Vorhut aus vermochte man die Boma vollständig zu übersehen, deren Umwallung sich etwa 400 Meter von dem Hügel entfernt erhob. Selbst einen Einblick in das Innere der Befestigung gewährte der Standpunkt. Man sah, wie sich die Krieger Ben Mohameds von allen Seiten in die Tore der Boma drängten, wie es zwischen den Hütten hin und her wogte von Menschenmassen, und wie die alten Männer, die Welber und Kinder, sich schreiend in den Hüt-

ten und Gebüsch versteckten. Zwischen den schreienden, lärmenden, heftig gestikulierenden Menschenhaufen hindurch drängte Ben Mohamed mit Gewalt seinen Reiter, rüchichtslos Frauen und Kinder niedereitend und mit einer wuchtigen Flußpferdpeitsche klaffende Hiebe austeilend. Nach und nach kam aber Ruhe und Ordnung in den wirren Menschenneul. Die an dem Kampfe nicht Teilnehmenden hatten sich in Hütten oder in sonstige Schlupfwinkel verkrochen, die Krieger lagen hinter den Wällen und Dornenhecken, mit aufmerkamen Augen den Gegner beobachtend. Fast menschenleer schien jetzt die Boma, und nur die dann und wann ausblitzenden Schüsse hinter den Befestigungen verrieten, daß Ben Mohamed entschlossen war, den deutschen Soldaten Troß zu bieten.

„Wir haben den Fuchs jetzt im Loch“, meinte Leutnant Wasmuth lächelnd. Er kann uns nicht mehr entfliehen. Aber mit unserm Gewehrfeuer richten wir auf diese Entfernung gegen die Erdbefestigungen nichts aus und vertreiben die Verteitiger nicht aus ihren Verstecken. Wenn nur erst unsere Geschütze heran wären. Doch das war leichter gesagt als getan! Die Geschütze, welche auf dem Marsche in ihren einzelnen Teilen auf Trageseil verteilt waren, mußten zusammengesetzt und dann von den Mannschaften vorwärts gezogen werden. Das Gelände war trotz der allgemeinen ebenen Gleichförmigkeit so mit Gestrüpp und Steingeröll und tiefen Löchern durchsetzt, daß das Heranschaffen der Geschütze eine geraume Zeit in Anspruch nahm.

Keine russischen Truppentransporte über England.

* Stockholm, 25. Sept. (Ctr. Bln.) Hier liegen zuverlässige Nachrichten aus Archangelsk vor, nach denen bis zum 22. Sept. gegenüber den in England immer wieder verbreiteten Meldungen, kein einziger Truppentransport eingeschifft worden ist. (Berl. Morgenpost.)

Amtliches Telegramm.

Auf unserem rechten Flügel neue Kämpfe bisher unentschieden. In Mitte beiderseits einzelne Vorstöße. Südlich Verdun ein Sperrforts gefallen. Das bayrische Regiment „von der Tann“ hißt die Flagge.

Locales und Provinzielles.

* Hadamar, 26. Sept. (Schöffengerichtssitzung vom 23. September 1914.) 1. Aus der Haft vorgeführt wurde der 15 jährige Maurerhandlanger Johann Peter H. aus Neg. Er hatte am 23. August in dem Hotel Stahl, wohin er in Pflege gekommen, eine Taschenuhr entwendet, und war ferner beschuldigt, in der Nacht vom 6. zum 7. September auf dem Schneppenhäuser Hof einem Knecht 2,20 Mark entwendet zu haben. Den Diebstahl der Uhr hat er zugestanden und wurde deshalb zu 1 Tag Gefängnis verurteilt. Wegen dem Gelddiebstahl wurde er freigesprochen, wegen Mangel an Beweis.

2. Der Reisende Kl. aus Wiesbaden hatte gegen einen gerichtlichen Strafbefehl, in welchem

er beschuldigt, ohne Wandergewerbesein Bierhandel betrieben zu haben und eine Geldstrafe festgesetzt, Einspruch erhoben. Zu dem heute anberaumten Termin zur Hauptverhandlung war er nicht erschienen; die Berufung wurde daher verworfen und der Strafbefehl für rechtskräftig erklärt.

3. Der Landwirt Josef H. in Niedertiefenbach war wegen fahrlässiger Brandstiftung angeklagt. Er hatte am 13. April cr. Strohabfälle angezündet, um dadurch seinen Acker worauf diese lagen zu räumen. Hierbei hatten mehrere Haufen Stroh die in der Nähe lagerten Feuer gefangen und verbrannten. Er wurde freigesprochen, weil nicht zweifelsfrei erwiesen war, daß das Feuer, welches die Strohstapfen zerstört von demjenigen, der er angezündet hergerührt hat.

4. Gegen den Landwirt und Wirt Karl Wilhelm Sch. und St. war eine polizeiliche Strafbefehl in Höhe von 2 Mark erlassen. Er am 16. April cr. über fremde Wiesen Gemarkung G. gefahren. Er hat dagegen Einspruch erhoben. Der Einspruch wurde als unbegründet erachtet und der Beschuldigte zu einer Geldstrafe von 1 Mark festgesetzt weil er eine Gewannenfahrt gefahren die er als Weg sein Acker nicht befahren durfte. Es folgte seine Freisprechung, weil er im guten Glauben gehandelt hat.

* Hadamar, 26. Sept. Der Vorsitzende des Kreisvereins vom Roten Kreuz Herr Rathrat Büchting gibt bekannt, daß dem 2. Bataillon des Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 8 (41. Res. Inf. Brig., 21. Res. Division, XVII. Armeekorps) Liebesgaben mittels Automobilen überbracht werden. Angehörige von Mannschaften dieses Bataillons können mit dieser Gelegenheit schriftliche Nachrichten (nicht Pakete) senden, wenn diese bis Sonntag den 27. d. Mts., tags 2 Uhr im Hotel „Zur alten Post“ in Hadamar mit genauer Adresse abgeliefert werden.

* Hadamar, 26. Sept. Am hiesigen Realgymnasium beginnen die Michaelisferien am Sonnabend den 3. Oktober. Der Unterricht nimmt am Donnerstag den 15. Oktober wieder seinen Anfang.

* Hadamar, 26. Sept. Die Stadtratversammlung beschloß die ins Feld ziehenden städtischen Bediensteten bei der Kassenversicherung zu versichern.

* Hadamar, 26. Sept. Der erste diesjährige Obstmarkt findet am Donnerstag den 1. Oktober statt. Beginn des Marktes morgen 10 Uhr.

* Hadamar, 26. Sept. Der Vaterländische Frauenverein gibt bekannt, daß den ins Feld ziehenden Soldaten Hadamars von Seiten des Vereins Strümpfe, Handschuhe und Pulswärmer zur Verfügung stehen. Alle Angehörigen der im Felde stehenden Soldaten werden ersucht

Inzwischen hatte Leutnant von Solbach mit dem Gros der Kompagnie eine Umgehungsvorgonnen und eröffnete plötzlich von Westen her ein lebhaftes Gewehrfeuer auf die von den Feinde besetzten Dornenhecken und die Erdbefestigungen, während die eingeborenen Krieger, welche sich der Expedition angeschlossen hatten, von Osten her versuchten, sich an die Boma heranzuschleichen. Aber das Gewehrfeuer prallte wirkungslos an den Erdwällen der Boma ab und die Krieger Ben Mohameds, welche sich in Dornenhecken und Anpflanzungen vor und innerhalb der Boma festgesetzt hatten, ließen sich durch das Gewehrfeuer nicht vertreiben. Im Gegenzug sie erwiderten das Feuer so gut sie konnten mit ihren Gewehren und mit ihren Wurfspeeren und Pfeilen. Gegen die eingeborenen Hilfskräfte machten die Massai sogar einen erfolgreichen Anfall. Mit wildem Kriegesgeschrei stürmten plötzlich auf diese Hilfstruppen zu, sie mit einem Hagel von Wurfschüssen überschüttend. So war ein prächtiger Anblick, wie diese zum Kampf geschmückten wilden Söhne der Steppe daherstürmten, das Haupt und die Schultern umflatternd von bunten Federn und Fellen, die Hüften wund von den gelbrotten Lebdengürteln, den linken Arm den buntfarbigen gewaltigen Schilden in der rechten den blitzenden, schaufelförmigen Speer schwingend.

Die schlechtbewaffneten Neger wiederstanden diesem ungestümen Anprall nicht. Sie stoben vor ihm wie Spreu in alle Winde. In ihrem Siegesrausch und ihrer wilden Tapferkeit stürmten die Massai hinter ihnen her und erlö-

die genaue Adresse derselben an Frau Sanitätsrat Wehler einzufenden, da von Seiten des Vereins die Versendung erfolgt. (Siehe Zuzerlat.)

Zeichnungen auf die Kriegsanleihe bei der Nassauischen Landesbank.

Die Direktion der Nassauischen Landesbank hat insgesamt 24 1/2 Millionen Mark an Zeichnungen auf die Kriegsanleihe angemeldet. Diese Summe setzt sich wie folgt zusammen: Es zeichneten der Bezirksverband Wiesbaden 5 Million Mark, die Nassauische Landesbank 5 Million Mark, die Nassauische Sparkasse 3 Million Mark. Außerdem zeichneten die Sparer der Nassauischen Sparkasse insgesamt 5 Million Mark. Etwa die Hälfte davon entfällt auf die Sparer in Stadt- und Landkreis Wiesbaden. Von Gemeinden usw. die bei der Nassauischen Landesbank zeichneten, sind zu nennen: Stadt Wiesbaden 1 Million Mark, Rheingaukreis 700 000 Mark, dazu kommen zahlreiche gemeinnützige Vereine und Stiftungen, wie Gewerbeverein Wiesbaden, Nassauischer Altertumsverein, Historische Sektion, Verein Nassauischer Land- und Forstwirte usw. Der Rest der Zeichnungen erfolgte aus dem sonstigen Kundenkreis der Nassauischen Sparkasse, besonders seitens der Inhaber von Konto-Korrent-Konten. Im ganzen muß bei dieser Zeichnung die Direktion der Nassauischen Landesbank an Mitteln aus dem eigenen Geschäftsbetrieb etwa 20 Millionen Mark aufbringen. Dies konnte mit Rücksicht auf den starken Zustuß von Spareinlagen und Depositionen in der letzten Zeit und den großen Effektenbesitz ohne Schwierigkeit erfolgen.

Aus dem Kreis Limburg wurde bei der Nassauischen Landesbank gezeichnet im Ganzen 453 000 Mark.

Fahrpreismäßigung für Angehörige zum Besuch kranker oder verwundeter deutscher Krieger.

Zur Erleichterung des Besuchs kranker oder verwundeter deutscher Krieger, die sich innerhalb Deutschlands in ärztlicher Pflege befinden, werden mit sofortiger Gültigkeit für das Gebiet der deutschen Staatseisenbahnen nachstehende Tarifbestimmungen eingeführt:

1. Angehörige kranker oder verwundeter, in ärztlicher Pflege innerhalb Deutschlands befindlicher deutscher Krieger werden zu deren Besuch in der zweiten, dritten oder vierten Klasse zum halben Fahrpreis, in Schnellzügen außerdem gegen tarifmäßigen Zuschlag, befördert.

2. Als Angehörige gelten Eltern, Kinder, Geschwister, Ehefrau und Verlobte.

3. Zwei Kinder vom vollendeten 4. bis zum vollendeten 10. Lebensjahre werden für eine Person gerechnet; für ein einzelnes Kind innerhalb dieser Altersgrenze ist ohne weitere Ermäßigung eine halbe Fahrkarte zu lösen.

4. Die Fahrpreismäßigung wird nur für

Reisen über 50 km gewährt.

5. Die Fahrkarten zum halben Preise werden von den Fahrkartenausgaben auf Grund der von der zuständigen Ortspolizeibehörde ausgestellten Ausweise verabfolgt.

6. Die Ausweise müssen enthalten:

Namen der Reisenden, Anfangs- und Endstation der Reise, Reisedatum, Bescheinigung mit Stempel und Unterschrift der Ortspolizeibehörde, daß die Reisenden Angehörige kranker oder verwundeter deutscher Krieger sind.

Vordrucke zu den Ausweisen werden von der Fahrkartenausgabe kostenlos an die Ortspolizeibehörden abgegeben.

7. Die Ausweise werden von den Fahrkartenausgaben bei jeder Lösung einer Fahrkarte abgestempelt und den Inhabern zurückgegeben, die sie dem Fahrpersonal auf Verlangen vorzuzeigen haben. Bei Beendigung der Rückfahrt sind die Ausweise mit den Fahrkarten abzugeben.

Bekanntmachung.

Militärische Vorbereitung der Jugend während des mobilen Zustandes.

An sämtliche Herrn Bürgermeister des Kreises.

Unter Bezugnahme auf die Bekanntmachung vom 18. Sept. ds. Js. Kreisblatt Nr. 216 ersuche, durch ortsübliche Bekanntmachung die jungen Leute im Alter von 16—20 Jahren aufzufordern, sich innerhalb 48 Stunden auf den Bürgermeistern zur Teilnahme an der militärischen Vorbereitung der Jugend zu melden. Ferner ersuche ich sofort an sämtliche Jugendpflegeorganisationen Ihrer Gemeinde heranzutreten und Ihren Einfluß dahin geltend zu machen, daß sich alle jungen Leute der Jugendpflegevereine zur militärischen Ausbildung zur Verfügung stellen. Auch die nicht den Vereinen angehörigen jungen Leute sind willkommen. Ich zweifle nicht daran, daß sich alle Personen im Alter von 16—20 Jahren im Interesse unseres Vaterlandes in der jetzigen ersten Zeit an der militärischen Vorbereitung beteiligen werden.

Nach Abschluß der Vorbereitung wird der einzelnen Teilnehmern in geeigneten Fällen eine Bescheinigung ausgestellt, die zweifellos ein wirksames Mittel sein wird, um den demnächst zu den Fahnen Einberufenen den Weg zur militärischen Laufbahn zu ebnen.

Bis spätestens zum 29. ds. Mts. ist mir eine Liste derjenigen Personen, die sich bei Ihnen zur militärischen Vorbereitung gemeldet haben, einzureichen.

Eine genügende Anzahl Führer und Unterführer haben sich bereits in dankenswerter Weise für die gute Sache zur Verfügung gestellt.

Der Königliche Landrat,
Büchling

Hauptmann und Kompagniechef.

Ohlendorff'scher Peruguano „Füllhornmarke“ als Herbstdünger 1914.

In landwirtschaftlichen Kreisen wird schon jetzt darauf aufmerksam gemacht, daß Chilesalpeter im kommenden Frühjahr außerordentlich knapp und demgemäß teuer werden dürfte. Aus diesem Grunde empfiehlt es sich in diesem Herbst ganz besonders, sofort bei der Bestellung der Felder mit Weizen und Roggen solche Düngemittel anzuwenden, welche zugleich Stickstoff enthalten. Vor allem ist die Anwendung von Ohlendorff'schem Peruguano „Füllhornmarke“, welcher außer Stickstoff zugleich Phosphorsäure und Kali besitzt, anzuraten. Bei sofortiger Bestellung kann für rechtzeitige Lieferung noch bestens Sorge getragen werden.

Im Verlag der Firma G. Danner, Mühlhausen i. Thür., erschien soeben ein überaus interessantes Büchlein:

G. Glogau, Humor und Ernst aus den Kriegsjahre 1914.

Preis 30 Pfg.

Der reichhaltige Inhalt bringt neben den verschiedensten Episoden Wagen-Ausschnitten von den Transportzügen unserer Truppen, Spottverse, Dichtungen, Aussprüche und dergl. mehr und dürfte unsern Kriegern, denen das Büchlein noch als Brief portofrei nachgeschickt werden kann, sowie unsern Verwundeten als vorzügliche Lektüre dienen; jedoch nicht nur diese, nein, auch die in der Heimat Verbliebenen werden ihre Freude daran haben, und wollen wir deshalb nicht unterlassen, auf diese Neuerscheinung empfehlend hinzuweisen.

Katholische Kirche.

Sonntag, den 27. September 1914.

7 1/2 Uhr Frühmesse, Hospitalkirche 7 Uhr
Nonnenkirche 8 1/2 Uhr, Gymnasialgottesdienst
8 Uhr Hochamt 10 Uhr.

Evangelische Kirche.

16. Sonntag n. Trinitatis. 27. 9. 1914.

Erntedankfest.

1/2 10 Uhr Gottesdienst in Hadamar.

1/2 4 Uhr Gottesdienst in Langendernbach

Die Kirchensammlung ist für die Förderung der
Diafonie im Synodalreise bestimmt.

Mittwoch, den 30. Sept. abends 8 1/2 Uhr Kriegs-
andacht und Bestunde.

Henkel's
Bleich-Soda
für alle
Küchengeräte

terten sogar den Hügel, auf dem sich die Stellung der Vorhut befand. Einen Augenblick schien es, als wenn die weit überlegene Masse der Massai die kleine Schar des Leutnants Grundner überfluten sollte, da diese von ihren Gewehren nicht den rechten Gebrauch machen konnten. Denn die mit den Deutschen verbündeten Neger stürzten sich mit Gezeier und Geschrei gerade auf die Stellung der Sudanesisen Soldaten zu, so daß Feuer derselben verhiinderte.

Leutnant Holleben hatte indessen die Gefahr der Vorhut rechtzeitig bemerkt. Rasch zog er den Vorhut zunächst liegenden Zug seiner Leute zusammen und sandte den Massai einige wohlgezielte Salven in die Flanke. Die wilde Kriegerchar stuchte, wandte sich unentschlossen dem neuauftauchenden Gegner zu, vermochte jedoch gegen die Wirkung der Hinterlader nichts auszurichten und flüchtete in die Dornenhecken und Gebüsch zurück, zahlreiche Tote und Verwundete auf dem Schlachtfeld liegend lassend.

„Wir müssen die Hecken und Gebüsch von den wilden Büschen säubern“, sprach Leutnant Wasmuth, „ehe wir zum Sturmangriff auf die eigentliche Boma schreiten können. Dieses nichtsnutzige Negergesindel hätte uns beinahe ins Verderben gestürzt. Ich werde die Kerle in der Ebene hinter uns sammeln und in der Reserve stehen lassen. Zum eigentlichen Kampf tauchen sie doch nichts!“

Er sandte mehrere Unteroffiziere seiner Sudanesisen zu den Negern, die auch sehr zufrieden damit waren, nicht tätig in den Kampf

eingreifen zu brauchen.

Mittlerweile waren aber auch die Geschütze herangezogen. Rasch wurden sie in die geeignete Position gebracht, und feuerten ihre Kartätschengeschosse in die dicht besetzten Hecken und Gebüsch. Ein lautes Wutgeheul der Massai antwortete jedem Schuß, der verderbenbringend in die Gebüsch prasselte. Die Wirkung der Kanonade war eine großartige. Wie ein Volk aufgeschreckter Hühner sprangen die Massai empor und eilten in langen Sägen der Boma zu. Erst jetzt sah man, welche große Menge Feinde in dem Buschwerk vor der Boma noch versteckt gewesen war. Hätte man versucht, hier mit dem Bajonett einzudringen, man wäre rettungslos verloren gewesen. So aber säuberten die Kartätschen der Geschütze das Terrain gründlich, daß nur die Toten und Schwerverwundeten zurückblieben. Als dann die Geschütze ihre Feuer auch auf die Boma richteten, war auch hier ihre Wirkung eine durchgreifende. Die Erdwälle, die Hütten, die Bretter und Bäume schützten nicht mehr vor den einschlagenden Geschossen. Mehrere Hütten gingen in Flammen auf, die immer weiter um sich griffen, bis die Boma in ein dichtes Feuer und Rauchmeer verwandelt war. Ohrerzitterndes Geheul drang aus den Flammen und dem Qualm. Wilde Rufe! Entsetzliche Laute! Kreischen — Jammern — Brüllen und Heulen! Das Vieh der Bewohner Boma hatt sich befreit und stürzte scheu durch die engen Gassen. Alles niederrennend, was ihm in den Weg kam. Die Frauen, Kinder und Greise flohen jam-

mernd davon oder suchten ein sicheres Versteck, gegen die prasselnd einschlagenden Geschosse. Die Massaikrieger sangen wilde Kriegslieder und erschauerten sich an den hitzigen Getränken die Ben Mohamed ihnen reichen ließ, um ihren Mut und ihre Widerstandskraft anzufeuern. Ben Mohamed selbst mit seiner außerlesenen Leibwache eilte hierher und dorthin, um seine Krieger zum Ausharren zu ermutigen. Er versprach die reichsten Belohnungen, er ließ Geschenke, Waffen und Spirituosen verteilen und versuchte immer auf's Neue, die Massai in den Kampf zutreiben. Aber die Massai wollten die Boma nicht mehr verlassen, um sich den Sudanesisen, den Deutschen und deren Feuerstrahlen entgegenzuwerfen. Sie folgten nicht mehr den Worten Ben Mohameds und begannen selbst plündernd in der Boma umherzuziehen, so daß entsetzliche Zerstörungswerk der gegnerischen Geschosse noch vermehrend.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Zentner

gutes Brummet,

zu kaufen gesucht.

Frau Weißbach.

Tinte

in vorzüglicher Qualität zu haben in der
Druckerei von J. W. Förster.

Aufruf.

Der Verdacht ist gerechtfertigt, daß sich noch immer belgische oder französische **Brieftauben** im Lande befinden. Diese Tauben werden nicht nur auf Taubenschlägen, sondern in allen erdenklichen Schlupfwinkeln, wie Kellern, Schränken, Komoden, Körben sowohl in Waldungen und Gebüsch versteckt gehalten. Hierdurch ist die Möglichkeit eines unerlaubten und für uns nachteiligen Depeschverkehrs nach dem feindlichen Ausland gegeben.

Die Beseitigung aller belgischen und französischen Brieftauben wird deshalb dringende Pflicht. Zur Erreichung dieses Zieles genügt die Kontrolle der Aufsichtsbeamten aber nicht, die Zivilbevölkerung muß mithelfen und wird hierdurch aufgefordert, sich an der im vaterländischen Interesse liegenden Arbeit der Ueberwachung unerlaubten Brieftaubenverkehrs zu beteiligen.

Stellvertretendes Generalkommando XVIII. Armeekorps
B. S. d. G. R.

Der Chef des Stabes Dr. Graaff, Generalmajor.

Im Verlage von **Rud. Bechtold & Comp. Wiesbaden** ist erschienen (zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Buchbindereien sowie in der Expedition des Blattes):

Nassauischer Allgemeiner Landes-Kalender

für das Jahr 1915. Redigiert von W. Wittgen. — 72 S. 4^o, geb. Preis 25 Pfg.

Zur Augnung der diesjährigen reichen Ernte besonders zu empfehlen:

Obsteinkochbüchlein 15. Aufl., von Königl. Garten-Inspektor G. Junge. Preis Mk. 1.50.

Dörrebüchlein 7. Aufl., von Königl. Garten-Inspektor G. Junge. Preis Mk. 1.—.

Ferner

Feldpostkarten

mit **Kriegsbildern** von Maler C. J. Frankenbach.

Serie 1, bestehend aus 6 versch. Bildern mit Text. **Sehr erheiternd.**

Preis für die Serie 15 Pfg.

Dieselben (Doppelposten) mit **Rückantwort.**

Serie 30 Pfg.

Freiwillige Gaben für die im Felde stehenden Truppen.

Es wird hiermit zur öffentlichen Kenntnis gebracht, daß für freiwillige Gaben zum besten der im Felde stehenden Truppen, Verwundeten und Kranken im Bereiche des XVIII. Armeekorps 2 Abnahmestellen in Frankfurt a. M. und zwar:

Abnahmestelle I. für Sanitätshilfsmittel (Vazarettbedarf) im Carltonhotel am Hauptbahnhof.

Abnahmestelle II. für Bekleidungsstücke, Nahrungs- und Genussmittel: Stellvertretende Intendantur des XVIII. Armeekorps Hedderichstr. 59 Erdgeschoß rechts.

eingerrichtet worden sind, welche dem Generalkommando unterstehen.

An diese Abnahmestellen sind alle freiwilligen Gaben (nicht Geld) zu richten, gleichviel ob sie von Vereinen gesammelt oder von einzelnen Gebern gespendet werden. Gaben mit Sonderbestimmung z. B. für Angehörige einer Provinz, einer Truppengattung usw. anzunehmen ist nicht tunlich. Derartigen Wünschen kann nicht entsprochen werden.

Abnahmestelle freiwilliger Gaben Nr. 2 für das XVIII. Armeekorps.

Obstmärkte in Hadamar.

Die diesjährigen **Obstmärkte** werden:

Donnerstag, den 1., 15. und 29. Oktober 1914

auf hiesigem „Unterem Marktplatz“ abgehalten. Zum Verkauf kommt, gepflücktes, sortiertes Tafel- und Wirtschaftsstück, sowie gewöhnliches Wirtschafts- und Moststück.

Gemüse können ebenfalls zum Verkauf angefahren werden.

Beginn der Märkte vormittags 10 Uhr.

Hadamar, den 14. September 1913.

Der Magistrat.

Gotthardt, Beigeordneter.

Persil
für
Wollwäsche
Henkel's Bleich-Soda

Als Liebesgaben für unsere Krieger gingen ein:

von Obst- und Gartenbauverein	150 Mark
von den Arbeitern der Bahameisterei gesammelt	16,75 Mark
von N. N.	20 Mark
von N. N.	5 Mark
gesammelt in der Wirtschaft Klein, Hadamar	2,50 Mark

Den gütigen Gebern herzlichen Dank. Weitere Gaben werden gerne entgegengenommen.

Der Vorstand des Vaterländischen Frauenvereins.

Denen im Felde stehenden Krieger von Hadamar stehen von Seiten des Vereins, Strümpfe, Handschuhe und Pulswärmer zur Verfügung. Reflektanten, mögen bei der Unterzeichneten, die vollständige Adresse der im Felde stehenden Angehörigen einschicken.

Im Auftrage des Vereins Frau Sanitätsrat **Weyher.**



Trauer-Drucksachen!

Trauerbriefe, in jedem Format.

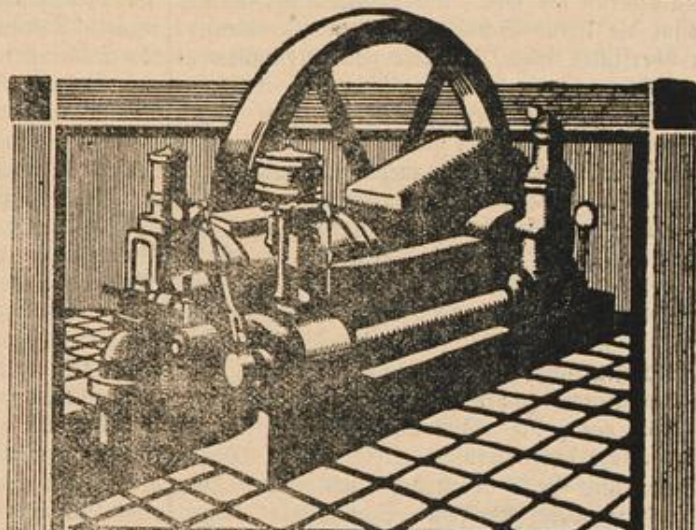
Danksagungskarten,

Trauerbilder,

liefert in bester Ausführung, in kürzester Frist und jeder Zeit die

Druckerei J. W. Hörter, Hadamar.

Die reichhaltigste, interessanteste und gediegenste
Zeitschrift für jeden Kleinflur-Züchter
ist und bleibt die vornehm illustrierte
Tier-Börse
BERLIN SO. 16 Cöpenicker Str. 71.
In der Tier-Börse finden Sie alles Wissenswerte über Geflügel, Hunde, Zimmervögel, Kaninchen, Ziegen, Schafe, Bienen, Aquarien, Gartenbau, Landwirtschaft usw. usw.
Erfolgsicheres Insertionsorgan,
pro Zeile nur 20 Pf., bei Wiederholungen hoher Rabatt.
Abonnementspreis: für Selbstabholer nur 78 Pf. frei Haus nur 90 Pf.
Verlangen Sie Probenummer gratis und franko.



DEUTZER DIESELMOTOREN

liegender Bauart

arbeiten mit Rohölen aller Art. Ein muster-gültiges Erzeugnis moderner Massenfabrikation. Bei genauester Ausführung aller Einzelteile mäßige Anschaffungskosten. Brennstoffverbrauch ca. 1—2 1/2 Pfg. pro PS. u. Std.

GASMOTOREN-FABRIK DEUTZ.
Zweigniederlassung Frankfurt, Taunusstraße 47.



Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.

1914. * Nr. 40

Verlag von Jos. Wilh. Hörter in Sadamar.

Der Alte vom Eulennest.

Roman von Ludwig Blümcke.

1. (Nachdruck verboten.)

Uor der Schloßterrasse mit ihren dunklen Oleanderbäumen zu beiden Seiten hielt Herr Zuchow's Staatskalesche. Ungeduldig scharren die beiden feurigen Vollblutshimmel im frischgestreuten Kies, und der Kutscher Johann Klüver stolzierte hochgehobenen Hauptes in seiner nagelneuen, grellbunten Ausrüstung auf und ab, als sei er selber Herr und Gebieter über Schloß und Rittergut Finkenwerder.

„Schön Wetter heut“, sagte der alte Gärtner Ribbentrop, der eifrig damit beschäftigt war, um den kurzgeschorenen englischen Rasen mit dem plätschernden Springbrunnen in der Mitte junge Kastanienbäumchen zu pflanzen und schon vorhandene mit Bast an ihren Stützwäblen zu befestigen. „Wohin geht's denn, Johann?“

„Machen Visiten“, antwortete dieser kurz, hob den Kopf noch höher und drückte die dünnen Beine in den weißen Lederhosen und

den“ — dabei wies er mit Geringschätzung über seine Schulter — „für etwas Feines?“

„Was weiß ich? Ich sag' bloß: unser guter Herr Major ist's nicht.“

„Wahrhaftig nicht! War der auch oft streng, wir wären doch alle für ihn durchs Feuer gegangen, denn er behandelte uns wie ein Vater. Ein vornehmer Mann war das. Und dieser? Na, unser-eins versteht das zu beurteilen. Wer schon Grafen und Freiherrn gedient hat und Ordonanz beim alten Manteuffel war. Ich sag' dir so viel: dieser Herr Zuchow ist mal nichts anderes gewesen, als wir sind. Tat er da so mir gegenüber, als hätte er mal als Leutnant bei der Kavallerie gedient. — Ha, ha, ha! der Offizier? Dann müßte er anders auf dem Cerberus sitzen! Ribbentrop, ich —“

Weiter kam der sich in Eifer redende und bei diesem Thema seine sonstige Reserviertheit ganz verleugnende Kutscher nicht, denn jetzt erschien Herr Zuchow im hochfeinen Bobelvelz, mit Zylinder, Glacehandschuhen und Lackschuhen auf der Terrasse und rief in näselndem Ton sehr ungehalten:

„Verfluchte Tratscherei, alte Klatschbasen! Haben bei den Pfer-

den zu stehen, Johann, und nicht durch Ihr Geföhne andere von der Arbeit abzuhalten, verstanden?“

„3' Befehl, gnädiger Herr!“ Damit riß der Gescholtene seinen Hut vom Kopfe, nahm stramm Haltung an, fuhr dann auf dem linken Absätze herum und öffnete diensteifrig den Schlag. Des Gutsherren blaßes, glattrasiertes, knochiges Gesicht mit der flachen Stirne, den groben Backenknochen, der langen, spitzigen Nase, dem

blühblanken Stulpenstie feln durch, als müßten sie brechen.

„Ja, ja, du hast's gut, so den ganzen Tag spazieren zu fahren!“

„Leufzte der Alte, sich die Schweißperlen aus dem faltigen Viebermannsge-sicht wischend mit der hornharten Hand.“

„Wah, ist auch ein Plä-tier, mit dem Herrn von Neumalklug auf der Land-trasche herum-zuzudein“, erwiderte Johann, achselzuckend und breitbeinig vor dem Gärtner stehen bleibend, mit gedämpf-ter Stimme in kameradschaftlicherem Ton. „Was meinst du wohl, Nachbar, was der Mensch mir zuseht unterwegs, was der zu nörgeln und zu quengeln hat! Und so etwas fällt uns'reinem auf die Nieren. Das ist man nicht gewöhnt. Hältst du denn



Der Felsen von Gibraltar mit Blick auf die englischen Befestigungen. (Mit Text.)

großen Mund und dem stark hervortretenden Kinn besaß allerdings nichts Aristokratisches, und die in diesem Augenblick bitterböse dreinschauenden grünlichen Augen verrieten ganz gewiß keine vornehme Denkungsart, wohl aber Verschlagenheit und Tücke.

„So, los geht!“ schnarrte er, nachdem er es sich in den schwellenden blauen Polstern bequem gemacht und mit dem silbernen Taschenfeuerzeug eine Zigarette angezündet hatte. „Also erst nach Groß-Tucherow — Erzellenz von Waltersdorf, dann Oberst von Goltz — Spiegelbrücke, Rittmeister Gerlach — Rosenhöf, und zurück durch die Forsten zum Oberförster Martin. Der Weg ist Ihnen ja bekannt.“

„Befehl, gnädiger Herr!“

Die Schimmel zogen an, und vorwärts ging es in scharfem Trab, sobald man sich auf der zu beiden Seiten von hohen Fappeln bestandenen Landstraße befand. Der neue Herr von Finkenwerder lehnte sich tief hintenüber, blies blaue Ringel aus seiner Zigarette in die klare, frische Herbstluft, die würzig von den Wäldern herüberwehte, und schaute zum fast wolkenlosen Himmel empor, als wollte er am hellen Tage Sterne zählen. Auf den ehrerbietigen Gruß seiner Gutsarbeiter, denen er begegnete, hatte er entweder keine oder doch nur eine sehr herablassende Erwiderung. Seit er Rittergutsbesitzer und Schlossherr war, rechnete er auf Menschen dienenden Standes rein gar nichts mehr. Er war ein Herr, stand mit all den Großen, die er früher so oft beneidet, auf einer Stufe, hatte endlich das Ziel erreicht, nachdem er von klein auf voll brennenden Ehrgeizes gestrebt, darum ritt ihn der Teufel des Größenwahnsinns, und seine Devise lautete: Sich nur nichts vergeben! — Finkenwerder, das er sehr billig im Konkurs gekauft, besaß er zwar bereits über ein Jahr, doch mußte er es so lange verwalten lassen, da ihm selber kaufmännische Geschäfte im Auslande in Anspruch nahmen. Erst seit vier Wochen weilte er in höchst-eigener Person in seinem inzwischen neuausgebauten, recht ansehnlichen Schloß, und nun wollte er beginnen, eine große Rolle zu spielen. Daß die Herrschaften, denen er heute seinen Besuch zu machen gedachte, ihn mit offenen Armen aufnehmen würden, hielt er für selbstverständlich. Der Mangel des Wörtleins „von“ vor seinem Namen wurde ja doch nach seiner Meinung durch die halbe Million, die er besaß, vollständig ausgeglichen, und sein ganzes Auftreten, seine Manieren, seine Kenntnisse — alles tip top. Da sollte ihm nur jemand kommen! Ein stolzes Lächeln umspielte seine etwas aufgeworfenen Lippen bei diesen Betrachtungen, und seine Panna war bald wieder vortrefflich.

Auf sanfter, von alten Tannen und mächtigen Buchen umgebener Anhöhe lag am großen, sischreichen Botensee die fürstlich Sonnenfeldsche Oberförsterei Hirschforst, auf der seit mehr als drei Jahrzehnten der alte Martin, ein urwüchsigter Riese von ritterlichem Sinn und an Grobheit grenzender Derbheit, in unwandelbarer Treue im Dienst Ihrer Durchlaucht der Fürstin Agnes von und zu Sonnenfeld seines beschwerlichen Amtes waltete.

Ein Zisterzienserkloster hatte vor Jahrhunderten an dieser waldumrauchten Stätte gestanden, und der Segen der Kultur war durch fromme Mönche dermaleinst von hier ins heidnische Urland getragen worden. Etwas Klosterliches haftete denn auch heute noch dem grauen Forstgebäude mit seinen dicken, von Efeu umrankten Mauern an, und der hohe Torbogen vor dem Hof, das massive Kutschhaus mit dem Kreuz über der Tür, die Brückenpfeiler am Fluß und manches sonst noch stammten zweifellos aus jenen alten Zeiten, von denen der Volksmund gar abenteuerliche Geschichten zu erzählen wußte.

Im freundlichen Gärtchen mit seinem bunten Flor von grellfarbigen Herbstblumen stand zur späten Nachmittagsstunde Oberförsters Lotte und schaute träumend mit den großen Blauaugen in die nebelgraue Ferne. „Waldröschen“ nannten galante Kavaliere in der Stadt sie, und gar manchen von ihnen zog es nur ihretwegen mit unwiderstehlicher Sehnsucht an diese weltentrückte Stätte, gar mancher buhlte um des derben alten Weidmanns Freundschaft, nur um gewürdigt zu werden, das im verborgenen blühende Röslein einmal in der Nähe schauen zu dürfen. Galt Charlotte Martin ja doch mit Fug und Recht für eine Schönheit von gar eigenartigem Liebreiz. Doch in ihrer jungen Brust schien kein der Minne holdes Herz zu schlagen: kalt wie eine Nonne, lieblos und abweisend begegnete sie jedem, der es wagte, sich ihr mit schmeichelnden Worten zu nähern.

Da stand sie nun, die stolze Schöne, und ließ ihre Blicke dahinschweifen über die Wipfel der Tannen, über das bunte Herbstlaub des Waldes, und etwas wie ein tiefes Sehnen lag auf den weichen, lieblichen Zügen ihres rosigen Antlitzes.

Ach ja, es gab Stunden, zu denen es so über die Einsame kam mit wilder Gewalt, wo es sie trieb und jagte tief drinnen in ihrem Innern, daß sie wohl ruhelos ausrief: „Nimmtest du einmal fort in die große Welt, dürftest du des Lebens goldenen Glanz einmal schauen, unverhüllt, ohne Schleier, wie er leuchtet und belebt, daß das träge Blut schneller pulst in den Adern!“ Dann war es ihr, als schaute sie durch die ewig dunklen Tannenwipfel in einen von tausend Lichtern in märchenhaftem Glanz durchstruteten

Saal, als hörte sie feurige Tanzweisen, als sähe sie lachende Paare dahinwirbeln und sich selber im kostbarsten Ballsaal mitten unter der jubelnden Schar, bewundert, beglückt, entzückt.

Vielleicht hatten ihre träumenden Augen auch jetzt wieder so ein Bild lodenden, lachenden Lebens geschaut, denn mit einem tiefen Seufzer wandte sie sich hastig um, schritt auf das graue Haus zu und sagte zu sich selber: „So ist es und so wird es bleiben! Das ist dein Lebenszweck. Der eine darf durchs Leben tanzen, der andere muß entsagen.“

Und bitterer war Lottchen Martins Dasein: mit ihren neunzehn Jahren ruhte schon die ganze Last der Innenwirtschaft des nicht kleinen Betriebes der Hirschforster Oberförsterei auf ihren Schultern, sie sollte dem schwerungänglichen, in der letzten Zeit fast ständig von Rheumatismus geplagten Vater die Häuslichkeit nach des Tages Mühseligkeiten angenehm und behaglich machen, sollte den beiden noch schulpflichtigen Schwestern die Mutter ersetzen, sollte hier sein und da sein, hatte tausend Pflichten und Verantwortungen. Und das wäre alles noch zu ertragen gewesen, wenn nicht über ihrem und der Jüngerin Dasein Tag und Nacht wie ein finsternes Verhängnis die eine große Sorge geschwebt hätte: Wie wird es im Sanatorium mit Mutter werden? Ist ihr Zustand hoffnungslos, wird die geistige Umnachtung einmal weichen? Wann nur? Wie lange sollt ihr harren?

Vier Jahre weilte Frau Oberförster Martin nun bereits in jener teuren Anstalt, und heute stand es um sie noch genau so wie am Tage, als sie dort Aufnahme gefunden. Der große Gram um ihren Altesten, um Hans-Georg, den lebensfrohen Studiosus, der beim Eislauf auf dem Botensee so jäh seinen Tod finden sollte, hatte ihre Sinne verwirrt damals. Seitdem wohnte die Sorge im grauen Gewand an dieser Stätte.

Aber da — frohe, helle Knabenstimmen! Lottchens hohe, schlank und doch so wohlgeformte Gestalt fuhr erschreckt zusammen.

„Hurra, wir sind da! Schwesterlein, du hättest uns wohl noch nicht erwartet?“ rief ein schmuder, etwa fünfzehnjähriger Kadett mit blickblanken Knöpfen an der blauen Uniform, und zwei etwas kleinere Burschen mit roten Klassenmützen, die Zwillinge Heinz und Jochen Martin, tollten fast atemlos hinter Werner, dem kühnen Pfadfinder in des Königs Rock, drein.

„Ha, wir haben zwei Meilen zu Fuß gemacht, um nicht bis zum Abend in Schwarzbruch auf den Bummelzug warten zu müssen! Unsere Bagage bringt Kaufmann Henkel auf seinem Poststrichwagen mit. Holderi — holdera — tralala!“ Damit stand der Kadett schon vor Schwester Lotte, schlang seine langen Arme um ihren Nacken und küßte ihr voll brüderlicher Zärtlichkeit das freudig erregte Gesicht.

Die Jungens mal wieder da, die drei wilden Rangen! Ach, an die hatte sie ja gar nicht mehr gedacht. Nun sah sie ja Leben, tolles, überschäumendes Leben um sich, volle vierzehn Tage. Was wollte sie denn mehr?

Ein paar Jagdhunde sprangen mit Freudengebell aus ihren Hütten hervor, die Zwillinge leuchteten vom schnellen Lauf, Werner berichtete von der großartigen Jufstour durch Feld und Wald auf völlig unbekanntem Wegen, und die große Schwester fühlte sich auf einmal wieder so ganz wie einst als Badsfisch, hätte sofort ihre Würde als Hausmutter verleugnet und mit den Brüdern um die Wette tollten und jagen mögen. Aber nun klagten sie alle drei wie aus einem Munde über Bärenhunger, da mußte sie also zunächst daran denken, sie zu sättigen.

Minchen und Trinchen, das kleine „Kroppzeug“, zwei reizende Mädels von zehn und acht Jahren mit langen, goldblonden Zöpfen, waren auch schon dort zum Empfang der drei Jungens, und im grauen Forsthaus wurde es gar lebendig. Schon von ferne hörte der Oberförster, der jetzt langsam den Dorfweg heraufkam, schwer auf seinen Eichenstod gestützt — das rechte Bein wollte ganz und gar nicht, wie es sollte —, den Lärm in seinem sonst so stillen, ersten Heim. Werners Stimme schallte durchs offene Fenster, als sollte man sie bis zum Dorf Grünforst hören.

„Hol's der Geier! Sollten die Bengels schon da sein? Aber wie ist das möglich? Der Zug von Schwarzbruch kommt ja erst um sieben Uhr.“ Doch sie mußten da sein, das unterlag keinem Zweifel. Da hellte sich das wetterharte, von unzähligen Falten und Fältchen durchfurchte Gesicht des alten Forstmannes auf, wie wenn die Sonne plötzlich durch eine Regenwolke bricht, seine buschigen, nach den Schläfen zu wie ein hochgezwickelter Schnurrbart emporstrebenden Augenbrauen hoben sich, und aus den ehrlichen Augen leuchtete die helle Freude: ja, seine Jungens, diese Prachtburschen, an denen sein ganzes Herz hing! Da beurlaubte er einmal auf flüchtige Minuten das ganze dunkle Sorgenheer und lächelte still vor sich hin. Der Rheumatismus schien sogar urplötzlich aus dem rechten Bein verschwunden.

Mit großem Hallo begrüßten die drei den Vater, und einstimmig riefen die Zwillinge mit klippenden Augen:

„Jeder von uns eine glatte Eins im Zeugnis! Alles recht gut, diesesmal sogar Gesang.“

„Brav, Kinder, brav! Das freut mich!“

Noch einmal küßte er seine Jungens auf die frischen Wangen, und in das große, etwas kahle Wohnzimmer mit den wertvollen Geweißen und der vielbewunderten Waffensammlung an den grüntapezierten Wänden strahlte durch die eisenumrankten Fenster auf einmal die Oktobersonne mit so hellem, warmem Schein, daß die alten Gewehre und Hirschfänger wie vergoldet schimmerten und auch die dunkelsten Winkel erleuchtet wurden.

„Und Hilsjäger Kujat wurde von Wilddieben angeschossen?“ fragte der Kadett, sobald er zu Worte kommen konnte, mit seiner im Stimmwechsel überschnappenden Stimme. „Hat man den nichtswürdigen Strauchräuber denn noch nicht gefangen?“

Des alten Martin Gesicht versunkerte sich wieder, und die aufwärts strebenden Brauen zogen sich dicht zusammen, als er erwiderte: „Leider nicht, Junge! Der Kerl, der nun schon seit Wochen sein Unwesen in meinen Forsten treibt, ist mit allen Munden geheßt. Er hält uns geradezu zum Narren. Ist auch wenig Verlaß auf meine Unterbeamten, das habe ich leider konstatieren müssen. Schlafmützen sind's, Hafensüße. Zehn Jahre jünger sollte ich nur noch sein und das verdammte Rheuma nicht in den Gliedern haben! Na, vielleicht finde ich in Ulrich Erlenborn einen zuverlässigen Gehilfen.“

„Was? — in wem?“ fragte Lottchen höchlichst überrascht. „In Ulrich Erlenborn?“

„Na ja, Kinder, so laßt einen doch nur mal zu Worte kommen: Unter den Postjachen, die ich mir eben von Grünforst abholte, befindet sich ein Brief von ihm, der mir eine große Freude bereitet hat. Der Ulrich bestand dieser Tage seinen Forstassessor mit Auszeichnung und fragt nun an, ob er sich bei mir einstweilen, bis er im Königlichen etwas findet, betätigen dürfte. Paßt mir zurzeit ganz großartig. Will ihm sofort schreiben, daß sein Kommen mir hoherwünscht sei, lieber heute als morgen.“

„Das tu, Vater!“ riefen die drei Jungens, Werner am lebhaftesten, und dieser fügte mit leuchtenden Augen hinzu: „Ein großartiger Mensch, der junge Erlenborn! Ich bin ordentlich stolz darauf, daß er Bruder Hans-Georgs intimster Freund war. Im Kadettencorps spricht man noch heute von seinen Heldentaten. Er soll der beste Turner, Schwimmer, Schütze usw. gewesen sein. Wie schade, daß sein Vater Finkenwerder nicht mehr hat!“

„Ist leider nicht zu ändern“, murmelte der Oberförster. „Abgegannert haben sie es ihm. Er lebte heute noch, wenn er in unserer Nachbarschaft geblieben wäre. Dieser erbärmliche Pferdewaller, der Finkenwerder im Konkurs für so einen Spottpreis erkand, trägt die Hauptschuld an des Majors Erlenborns Ruin. Der heuchelte ihm Freundschaft, ließ ihm Geld, soviel er haben wollte, lockte ihn in sein Garn, bis kein Entweichen mehr möglich war, und zog dann die Schlinge zu, der Bucherer und Halsabschneider, dieser —“

Das letzte, allzuerbe Wort unterdrückte er mit Mühe der Kinder wegen.

„Und der Alte vom Eulennest, des Majors Vater, ließ das alles geschehen!“ nahm der Kadett wieder das Wort. „Der mit seinen vollen Geldsäcken hätte doch helfen können. Aber Ulrich Erlenborn sagte schon immer, sein Großvater habe ein Herz so hart wie ein Diamant.“

„Sie waren ganz auseinander, und der Major besaß einen harten Kopf. Demütigen mochte er sich nicht. Schuld lag auf beiden Seiten.“

Lottchen stand derweil mit glühenden Wangen und brennenden Augen am Fenster, hörte nicht mehr auf das Gerede der andern, sondern dachte laut pochenden Herzens nur noch an Ulrichs Kommen.

Warum sie diese Gedanken so furchtbar aufregten, das wußte sie selber nicht. War's Unmut über neue Pflichten, die ihr durch den unerwarteten Gast erwachsen würden, war's Furcht vor dem neuen, jungen Reitersmann, der früher so fröhlich lachen konnte und sie in ihren Badfischjahren gar so gern geneckt hatte? Ach nein, ach nein! Wie gerne wollte sie sich mühen für ihn, daß dieses nahe Haus, das er als Nachbarssohn in vergangenen Tagen so oft und so gern betreten, ihm zur trauten Heimstätte würde, daß er wieder so fröhlich lachen könnte! Er hatte ja nun keine Heimat mehr: die Eltern tot, das Heimatgut Finkenwerder, an dem er so sehr gehangen, in fremden Händen — verlassen, vereinsamt.

Schrieb er nicht so in seinem Weihnachtsbrief? Ja: verlassen, vereinsamt; genau so stand in dem Brief. Oder sollte er etwa nicht bei ihnen auf der Oberförsterei wohnen? Der letzte Adressant haust in der Försterei Tannensee.

„Vater — wie wird es mit Ulrich — mit dem jungen Erlenborn? Wo soll er untergebracht werden?“ fragte sie nun, das glühende Gesicht noch dichter an die Fensterscheibe neigend, daß

es zwischen dem Goldlack und den Kakteen, die davor standen, nicht zu sehen war.

„Selbstverständlich hier bei uns“, brummte der alte Herr in seiner knurrigen Art. „Wo dachtest du denn, Mädel? Ist in dem Rumpelkasten nicht Platz genug, oder wird dir das zuviel im Hause?“

„Väterchen, ich frage ja bloß! Natürlich ist es mir auch sehr lieb, daß gerade er kommt. Da wirst du dich doch ein bißchen schonen können mit deinem Rheumatismus. Du hinkst die letzten Tage ärger als vor der Teplitzer Badereise.“

„Anjinn, so schlimm ist's lange nicht mehr, wie es war. Aber nun laßt mich in Ruh', Kinder, muß den Brief mal erst aufsehen. Oder telegraphiert man? Nein, kostet fünf Groschen. Geld ist gar so knapp!“

Er begab sich also in sein Bureau, einen großen, schmudlosen Raum mit Aktenschränken, einem grünen Tisch, einem ledernen Armstuhle, ein paar derben Holzstühlen, dem Bild der kaiserlichen Familie an der grüngetünchten Wand und darüber das Gerweih eines vor zwei Jahren erlegten Achtehenders. Vielmehr befand sich nicht drinnen. Die Jungens unterhielten sich derweil angelegentlich über Wilddieberei und den von ihnen so hochgeschätzten Ulrich Erlenborn: der würde es dem Gesindel schon anstreichen, ha, der verstände es! Daß sie ihn doch öfter nachts begleiten dürften! Wäre er nur erst hier!

Und Lottchen wirbelte hinaus in die Küche, band die große Schürze vor, eilte die knarrende Treppe hinauf, um die Fremdenzimmer einer genauen Musterung zu unterziehen, vernichtete hier und da mit dem Staubwedel ein Spinnwebgewebe und vernichtete ihre wie eine sah aufgeschreckte Finkenchar umhersplatternden Gedanken gar nicht mehr zusammenzubringen. In dieser Stube hatte Hans-Georg als Student gewohnt. Das war seine Lieblingsstube gewesen, weil man das Aufgehen der Sonne hinter dem See so lieblich sehen konnte und wegen der reizenden Aussicht.

Schnell warf sie einen Blick durch die ein wenig blind gewordenen Fensterscheiben. Wirklich wundervoll: Feurigrotes Weinlaub unten im Garten um die große Laube, blaue, rote, leuchtendweiße Astern, grellgelbe Georginen, erloschene Pracht der stolzen Sonnenblumen, verdeckt von immer noch blühender, die zweite Laube umrankender Kresse, späte Rosen von dunkelstem Rot, buntes Laub an den Obstbäumen, am farbenprächtigsten an dem alten Birnbaum, und leise rauschend am Rande des Gartens die grünlich-blauen Wellen des Flusses mit seinen Schilfufeln, an denen es immer so geheimnisvoll zu flüstern und zu wispeln pflegte. Das sah man, wenn man vom Fenster nach unten schaute. Und weiter die dunklen, ernsten Tannen, immer gleich in des Jahres buntem Wechsel, das sich färbende Laub der Buchen, die schimmernden weißen Birkenstämmchen, hier und da zwischendurchleuchtend, ihre gelben Blätter, die der Wind gerade jetzt auf einmal so unbarmherzig verwehte, als reizte ihn ihr falsches Gold. Dort trieb er sie hin über den breiten, eben noch in dunklem Blau spiegelglatt daliegenden See, auf dem nun schaumgekrönte Wellen zum Ufer eilten wie bewegliche Furchen eines Pfluglandes. Auch durch den Garten wehte der Herbsthauch, und hier und da wirbelte ein müdes Blättlein dahin auf Nimmerwiedersehen.

„In dieser Stube soll er wohnen“, sagte Lottchen träumend vor sich hin. „Das wird ihm gefallen. Er liebt ja die Natur. Und das Kabinett mag ihm als Schlafgelag dienen. Ob er sich nicht doch langweilen wird? Länger als bis zum Frühjahr wird er auf keinen Fall bleiben. Wenn er nur nicht zu dreißt und tollfährig ist, daß er den Wilderern zum Opfer fällt.“

Aber da rollte ein Wagen auf den Hof, ein leichter, vornehmer. Schnell war sie wieder unten, warf die große Schürze beiseite, strich glättend mit der zierlichen, aber festen kleinen Hand über das wundervolle aschblonde Haar, das in dicken Flechten ihr zierliches Köpfchen krönte, und warf einen Blick zum Flußfenster hinaus: Eine grüne, sehr elegante Kalesche, bespannt mit zwei Schimmeln, an deren Geschirr es blitzte und glitzerte von silbernen Schnallen und Zierraten.

War der fast zu bunt ausgeputzte Kutscher nicht Johann Kläver von Finkenwerder?

(Fortsetzung folgt.)

Die weiße Rose.

Historische Novелlette von Ad. Gust. Kayser.

(Nachdruck verboten.)

Daß aus oft winzigen Anlässen bedeutungsvolle Wirkungen in der Weltgeschichte hervorgegangen sind, ist oftmals erwiesen. Es war im Sommer 1789. Der Hof residierte zu Paris, und eine neue Oper von Chénier, dem radikalen Verfasser der Nationalhymne „Chant du Depart“ war die Sensation des Tages. Graf Mirabeau, der spätere große, vorexst am Anfange seiner Laufbahn stehende Volksvertreter, hatte seinen Platz unweit der König-

lichen Loge erhalten. Von der Schönheit der Königin Marie Antoinette bezaubert, konnte er den Blick nicht von ihr abwenden. Zufällig begegneten sich ihre Augen, und es



Generaloberst v. Bülow,

schlug die Franzosen und Belgier zwischen Cambrai und Namur.
Phot. Ric. Ferichaid.

stellte Ihre Majestät, ihren Kammerherrn Bufferosse herbeiwinkend, einige Fragen an denselben. Ohne Zweifel war der Königin, wie so vielen anderen Personen, das Äußere des Mannes aufgefallen, und sie hatte wissen wollen, wer er wäre. An dem darauffolgenden Tage begab sich, schon in der Morgendämmerung, Mirabeau nach dem Tuileriengarten und ging auf und ab. Das galante Paris ruhte noch in Morphus' Armen, und die stillen Parkwege waren noch in jenen zauberischen Duftnebel der ersten Morgenfrühe gehüllt.

Während der Graf einen flüchtigen Blick auf die Fenster des Palastes warf, gewahrte er zu seiner großen Überraschung eine weibliche Gestalt auf einem der

Balkone. Es war die Königin, die aber alsbald wieder verschwand. Dieselbe hatte indessen mit einem schelmischen Blick nach unten, wie es dem Grafen erschien, in dem Augenblick, wo sie sich zurückzog, eine weiße Rose, die sie in der Hand hielt, in den Garten herunterfallen lassen. Mirabeau hob sie auf und küßte sie. Der Graf konnte sein Geheimnis nicht für sich behalten und eilte daher zu seinem Freunde Beaumarchais, dem berühmten Verfasser der wohlbekannten Komödie „Figaros Hochzeit“. In den glühendsten Farben stellte er dem interessiert aufhorchenden Freunde sein Abenteuer dar und schloß mit den Worten: „Von diesem Augenblicke an soll diese Rose mein teuerster Schatz sein, und immer werde ich sie auf dem Herzen tragen.“

„Kann aber alles nicht auch bloßer Zufall gewesen sein?“ fragte Beaumarchais.

„Mein Herz sagt mir, daß hier eine Absicht obwaltete“, erwiderte Mirabeau.

„Möglich, aber soll ich dir die Wahrheit gestehen, höchst unwahrscheinlich.“

„O, raube mir doch die süße Hoffnung nicht, sondern rate mir vielmehr, wie ich es anfangen soll, um mit der Königin einmal zusammenzukommen. Du, als Komödienschreiber, verstehst dich auf Intrigen.“

„Laß dich Ihrer Majestät in aller Form vorstellen.“

„Dann könnte man bei Hofe etwas argwöhnen, und dann würde auch ein solcher Schritt meiner Popularität gewaltig schaden; ich möchte mit ihr unter vier Augen sprechen.“

„Wenn das so ist, so gibt es nur ein Mittel.“

„Und das wäre?“

„Such in den Park von Trianon hineinzu kommen, wo die Königin oft allein ist.“

„Und wie weißt du das?“

„Von dem Obergärtner von Versailles.“

„Ich muß den Mann kennen lernen.“

„Das ist nicht schwer. Ich will dich als einen leidenschaftlichen Blumenliebhaber vorstellen, dessen lebhaftes Verlangen



Die „Friedensfürsten“ Zar Nikolaus und König Georg von England.

beide in preussischer Uniform, während ihres „Sympathiebesuchs“ in Berlin aus Anlaß der Trauung der Prinzessin Viktoria Luise 1913.



Generaloberst v. Heeringen

schlug die Franzosen in den Vogesen.
Hofphot. C. Bieber.



Der deutsche Kronprinz

nahm mit seiner Armee Longwy und Montmedy.
Hofphot. C. Bieber.



Generaloberst v. Hindenburg

schlug die russische Armee in Ostpreußen.
Hofphot. C. Bieber.



Generaloberst Herzog Albrecht von Württemberg
schlug die Franzosen am Semoisfluß und verfolgte sie über die Maas. Hofphot. v. Brandesph.



Generaloberst v. Klud
schlug die englische Armee bei Rauberg und umfaßte sie südwestlich der französischen Festung.

vergesen, mit welchem kaltem, hochmütigem Blick die Königin die Rose weggeworfen hatte; er glaubte sich in seiner Ehre verletzt und schwor Rache. Seine leidenschaftliche Liebe zu Marie Antoinette hatte sich in den bittersten, alle Schranken übersteigenden Haß verwandelt, und er tat hinfort alles, was er konnte, und benutzte seine glühende Beredsamkeit, seinen Anhängern den gleichen Haß einzulösen.

Am 23. Juli 1789, beim Beginn der Revolution, trat Ludwig XVI. ganz unerwartet in den Saal der Nationalversammlung. Er war mit keinerlei Orden geschmückt, trug aber auf der Brust eine weiße Rose, welche die Königin selbst ihm angesteckt hatte mit den Worten: „Mir träumte, daß eine solche Blume an diesem Tag sich als Talisman wider die den Thron umgebenden Gefahren erweisen würde.“ — Welch verhängnisvoller, trauriger Irrtum!

Der König hielt eine Ansprache an die Abgeordneten und forderte sie auf, ihre Gewalt nicht zu missbrauchen, ihres Eides eingedenk zu sein, die französischen Lilien unbeschädigt zu erhalten und keinen Schritt zu tun, der für das Land mit Schaden und Gefahren verbunden sein könnte; aber diese Worte waren in den Wind gesprochen. Auf Mirabeaus Stirne brannte ein an Wahnsinn grenzender Zorn, als er auf der Brust des Königs die weiße

Rose bemerkte, denn er zweifelte nun nicht länger, daß Marie Antoinette ihn dem Könige verraten hätte. Und als der König den Saal verließ, bestieg Mirabeau die Tribüne und hielt eine Rede, welche die Ohren der Hofpartei wie ein Donner Schlag traf. Kaum hatte er geendet, als der als glühender Anhänger des Königspaars bekannte Marquis de Breze bebend vor Aufregung in den Saal trat und verkündete, daß auf Befehl des Königs die Versammlung aufgelöst sei. Schon schien es, daß dieser unerwartete Schritt seine Wirkung nicht verfehlen werde. Die meisten der Abgeordneten waren aufgestanden, um den Saal zu verlassen, da erscholl aus den Tiefen der Menge hervor eine allen wohlbekannte Stimme, hell und ernst und auf jedes Herz voll tiefer gewaltiger Wirkung: „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß

ist, die berühmten Gewächshäuser von Trianon und Versailles zu besuchen.“

Mirabeau war außer sich vor Freude. Während acht langer Tage durchwanderte er die königlichen Gärten, ohne seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Schon wollte er fast verzagen, auf diese Weise seinen Zweck zu erreichen, als ihm eines Morgens vor unbewußter Aufregung das Herz stillezustehen drohte, er sah die Königin ganz nahe an einem kleinen marmornen Bassin sitzen, wie sie lächelnd den Spielen der in den Sonnenstrahlen glänzenden Gold- und Silberschleier zusah.

In dem Glauben, die Königin sei allein, trat er rasch auf sie zu und bot ihr eine weiße Rose an.

„Euer Majestät —“, begann er; — doch plötzlich gewahrte er die Châtelaine de Campan, die

traute Hofdame, welche weit von der Königin entfernt hinter einem Bosquet hervortrat, — da wandte er sich um und entfloh.

„Kennen Sie den Mann?“

„Nein, Euer Majestät!“

„Er hatte die Frechheit, diese Rose zu überreichen; da sehen Sie, wie er sich um und entfloh.“

„Welche Unverschämtheit!“ fuhr die Königin fort und warf die Rose voller Unwillen in das Wasser des Bassins.

„Tod und Teufel!“ rief Mirabeau, indem er schnell dem Garten eilte.

„Wermag das wohl sein?“

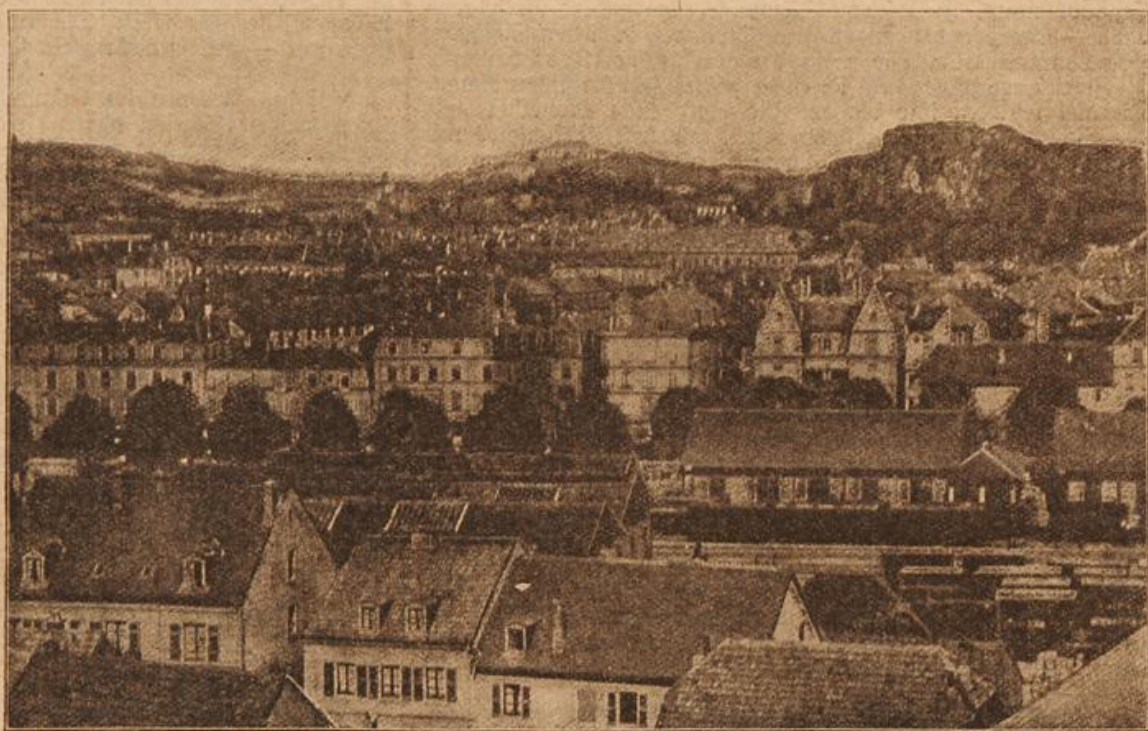
„Die Châtelaine voll Namen.“

„Ein Narr, ein Tollhäusler, meine liebe Campan!“

„Berichte die Königin.“

„Von der Stunde an, wo Trianon verließ, wurde Mirabeau ein Todfeind des Königs.“

„Er konnte es nie



Die französische Festung Belfort. (Mit Text.)

wir hier sind kraft der Gewalt des Volkes, und daß er die Gewalt der Bajonnette versuchen mag, uns von hinnen zu treiben!"

Es war Mirabeau, der diese kühne Antwort der Botschaft des Königs entgegenordnete. Es blieb dem Marquis de Breze nichts übrig, als nach den Tuileries mit der Nachricht zurückzueilen, daß die Deputierten — auf die Rede des Grafen Mirabeau hin — sich weigerten, ihre Sitze zu verlassen, wenn sie nicht mit Bajonetten auseinandergetrieben würden. Die Königin wurde ohnmächtig und Ludwig totenbleich.

Von diesem Tage an machte die Revolution unaufhaltbar Fortschritte. Der Hof ließ, von der Notwendigkeit dazu getrieben, kein Mittel unversucht, den mittellosen Mirabeau für sich zu gewinnen. Der König selbst ließ dem berühmten Redner zur Bezahlung seiner Schulden zweihundertfünzigtausend Franken anweisen, und außerdem setzte er ihm noch einen monatlichen Gehalt von sechstausend Franken aus. Als Mirabeau zum erstenmal bei Hofe erschien, sagte die Königin zu Madame de Campan:

„Wie ganz anders würde es um uns stehen, hätte ich damals in Trianon seine Kose angenommen; seine erste Erscheinung schreckte mich, aber jetzt lese ich in seinem Blicke, daß ich nichts zu fürchten habe, solange dieser Mann noch lebt.“

Aber alle diese Schritte kamen zu spät; die Revolution war bereits zu einem reißenden Strome angeschwollen, der alle Dämme vor sich her durchbrach.

Am 1. April 1791 verbreitete sich, gleich einem laufenden Feuer, in Paris die Nachricht, daß Graf Mirabeau, der Apostel der Freiheit, plötzlich gestorben sei, und man erzählte sich vieles über die Ursache seines Todes. Sicher aber ist, daß man auf seiner Brust eine verweilte weiße Kose fand. Als die Königin diese Nachricht erhielt, wandte sie sich zu Madame de Campan mit den Worten: „Nun ist auch mein Tod nahe.“

Diese ihre prophetische Vorahnung ging am Mittwoch, den 16. Oktober 1793 in Erfüllung. Mit einer weißen Kose auf der Brust starb Marie Antoinette unter dem Fallbeil der Guillotine.

Die Tränen des Laurentius*).

Drei Bilder aus den Augustabenden des Jahres 1914.

Von L. Erwald.

1. Bild.

(Nachdruck verboten.)

Sternklar ist der Augusthimmel. Wie sie blitzen und funkeln, die unzähligen Sterne! Die junge Frau sieht am Fenster des Schlafzimmers und schaut zu ihnen empor. Still ist es im Raum. Der kleine Franz schläft friedlich! Ob der große Franz auch jetzt schläft? denkt sie. Mir ist so bang um ihn! Vielleicht kämpft er jetzt gerade um Heim und Herd im Vaterlande. Wie lieb ich ihn habe, meinen Franzel! Wie weh mir war, als er schied und nach Belgiens Grenze zog. Ob ich ihn wiedersehe? Die schwere Frage schließt jeden Nebengedanken aus! Zuckt da ein Blick hernieder? Nein, eine Sternschnuppe erleuchtet, an Schnelligkeit ihm gleich, beim Herabgleiten den eng begrenzten Horizont ihrer Stadtwohnung. In raschem Schwunge eilen andere ihr folgend nach. — Das Herz der jungen Frau klopfte weh in harten Schlägen. „Die Laurentiustränen geben mir Antwort“, flüstert sie erschauernd.

Zwei Tage später steht sie zu derselben Zeit im stillen Raum. Diesmal leuchten ihre blassen Züge im hellen Mondlicht, wie versteinert! — „Vaterlos bist du nun“, murmelt sie klanglos mit bebenden Lippen und schaut lange den schlafenden Knaben an. „Er starb den Heldentod beim Sturm auf Lüttich — und wir — wir sind nun allein, Kind — hörst du es! — Franz — Franzel, nein, ich kann's nicht fassen“, schreit sie auf im wilden Schmerz. Der Ruf schreckt das schlafende Kind auf, weit öffnet es die Augen. Angstvoll blickt es zur Mutter auf. Es fürchtet sich vor ihr — es versteht nicht das Weh der tränenlosen Augen und der verzerrten Züge. — Da beugt sich die Mutter über das Kind. Sie hebt es empor, sie preßt es leidenschaftlich an sich. Ein Stöhnen entringt sich ihren Lippen, aber aus den Augen tropfen langsam die erlösenden Tränen. Sie weinen beide, Mutter und Kind! Behutsam legt sie ihn dann nieder, ihren kleinen Franzel, ein Blick von Zärtlichkeit gleitet über ihn hinweg. Da lächelt er, der herzige Junge, dieser Blick hat seine Furcht verstreut. — Tief schaut sie in die blauen Augensterne, dann sagt sie laut, fast feierlich: „Werde wie dein Vater, Franz, werde ein Held, wie er!“ Fast ohne ihr Wollen hat sie geredet — denn vor ihr erstand die Abschiedsstunde. Weinend hatte sie in seinem Arm gelegen, und er hatte gesprochen: „Nicht so, Annemarie, hörst du! Mach mir das Scheiden nicht schwer. Mich ruft das Vaterland. Denke daran, daß du ein deutsches Weib bist. Sorge für unser Heim!

* Im Volk wird der bekannte Sternschnuppenfall der Ferkelden „Laurentiustränen“ genannt. Diese Sternschnuppenfälle, die in den vorgeschrittenen Nachmittunden vom 8. bis 14. August aus der Gegend des Sternbildes Perseus niedergehen, bieten oft ein großartiges Schauspiel und viele warten oft gern auf den Anblick der Tränen des heiligen Laurentius.

Sollte ich nicht wiederkehren, erziehe den Franz zu einem deutschen Manne!“ Da hatte sie ihm zugelächelt unter Tränen! Wohl, die Worte waren ein Vermächtnis gewesen! Jetzt mußte sie stark sein! Ein Gebet steigt empor zu dem Herrn der Welten mit der Kraft um Kraft zur Erfüllung dieser Aufgabe — und vom Nachthimmel lösen sich — wie Siegel zum Schwur — Laurentiustränen.

2. Bild.

Im Garten steht die junge Braut! Weich ist die Luft. Wohl glitzern die Sterne. Eine Nacht ist es, wie geschaffen zum Träumen. Träumt sie von Liebeslust oder sinnt sie über Liebesleid? Ihre Rechte umschließt ein Papier. Darauf steht ein letzter Lebewohl, ein Gruß nach einem Scheiden voll Herbheit und Größe! Sie erlebt sie wieder, diese Minute des Scheidens am Bahnhof! Sie sieht ihn ziehen mit seiner Truppe. Ihre Schritte tauchen beim Vorüberstreiten ineinander, er legt die Hand grüßend an den Helm, senkt grüßend den Degen und schreut in die Bahnhofshalle. Kurz, wie der Abschied, war auch das Glück gewesen! Nur eine Stunde der Aussprache, ein Erkennen und Bekennen der Gefühle, hervorgerufen durch die Wucht der drohenden Ereignisse, war ihnen vom Schicksal gegönnt worden. Noch ist sie wie betäubt von der schnellen Entwicklung der Ereignisse und Gefühle. „Kos, Kos“, nur diesen Namen sprach sie und blickt wie gebannt empor zu dem Nachthimmel. Sie saugt eine Sternschnuppe hernieder — und noch eine — eine. „Die Tränen des Laurentius“, spricht sie erschauernd.

Wenige Tage später, da duften die Rosen so schwer und Resedapflanzen so süß am schwülen Augustabend. In der Gegend solium-Laube ist es dunkel, hierher dringt kein Sternenglanz und darum hat die Margaret sich den Ort gewählt. Sie will allein sein! Heute hat eine Feldpostkarte ja — den letzten Gruß gebracht — den letzten! — Mit dem Namen Margaret, so schrieb sein Freund, war er in seinen Armen gestorben, den Wunden erlegen, die er im Kampfe bei Biella für das Vaterland erhalten hatte. — War denn das auszudenken! Warum wurde ihr solch ein Schicksal? Der leidenschaftliche Schmerz der Seele jagt Fieberschauer durch den Körper. Sie schließt die Augen, verzweifelt! — Sie merkt es nicht, daß ein leichter Schritt naht und fährt empor, als ein Arm sich um ihre Schulter legt. „Kind, Kind!“ spricht die milde Stimme der alten Tante, dich, Liebling, sei stark, Margarete!

„Ich will nicht, ich will es nicht! Warum gerade mir das Leid — warum?“ ruft sie in fast wildem Grimme.

„So sprich auch ich einst, Kind! Höre mir zu, Margarete! Ich sprach dir nie davon. Jetzt magst du auch hören, wie ich es ebenso dachte und ebenso litt!“ so entgegnet die Tante und führt sie zu ihr weiter von einst empfundenen Leid, dessen Weh sich nicht derte, als der Schmerz sie gleichsam geläutert hatte und sie der Nächstenliebe sich betätigend, nicht ferner mehr fragte: warum? „Margaret“, sagt sie zum Schluß ihrer Erzählung, „glaube mir, Kind, eine solche gewaltige Zeit wie diese bringe der Arbeit, der Pflichten so viele — zeige dich der Aufgabe die dir wurde! Sei ein echtes deutsches Mädchen, in deiner Nächstenliebe, Margaret. Die strahlt so licht — wie drüben“ schau nur — die herniedergleitenden Tränen des Laurentius.“

3. Bild.

Auf der Veranda im Lehnstuhl sitzt eine alte Frau. In ihren weißen Scheitel gleiten kosend die Strahlen des Mondlichtes. Ihr Lebenstag neigt sich, es ist Abend bei ihr geworden. Ihr Leben ist reich an Arbeit, an Leid und auch Freude gewesen. Oft hatte sich allerdings die Schale des Leides gar tief gekrümmelt. Trotzdem hat ihr Auge stets rege und zielbewußt um sich geblinzt, obgleich in letzter Zeit gar oft Füße und Hände den Dienst nicht sagten. Sie hatte ja im Heim ihres jüngsten Sohnes so heile liche Aufnahme gefunden. Er gab, wie sie oft scherzend über ihrem Lebensabend noch herzerquickenden Sonnenschein. Einigen Tagen liegt in ihrem Blick ein eigenartiger Ausdruck von Fernweh, von geistigem Entrücktsein! — Ihre Gedanken geleiten ja ständig ihren Lieblingssohn. Er ist hinausgezogen unter der Fahne, dem Feinde des Vaterlandes entgegen. Sie hatte ihre Seele beim Abschied gebebt, aber sie hatte festgehalten ihre Hände auf seinen Scheitel gelegt und ihn gewissermaßen zum Kampfe geweiht. Sie hatte ihm als echte deutsche Mutter nicht den Abschied schwer gemacht. „Auf Wiedersehen, mein Bub, mein lieber“, hatte sie gesagt und ihm kräftig die Hand gedrückt. „Auf Wiedersehen, Mutter“, hatte er gesprochen und an der Wegbiegung nochmals gerufen: „Auf Wiedersehen!“

Auf Wiedersehen, das klang so verheißungsvoll und beruhigend, sie doch so erregend. Wie qualvoll seitdem oft ihr Herz klopfte! War das Sehnsucht oder die Vorahnung kommenden Leides? Der Name desjenigen, der auf dem Felde der Ehre nicht geht, schon weil seine gerechte Sache immer mehr auslebend zum Siege führt. Die Worte hatte sie soeben

— und wieder gelesen. Nun saß sie schon lange so allein ihren Gedanken. Wie warm der Augustabend war! Schein- weckte im Lande der Friede! Drünten aber, da sprachen die Geschütze und Waffen eine andere Sprache. Die alte zuckt zusammen! Glitt da nicht ein Feuerschein am Schein- nach entlang — und wieder — wieder!

Verierbild.



Wo ist nun mein Entel?

... war ihm gefolgt. Droben feierten sie ein Wiedersehen, ... die Laurentiustränen.

„Nein, es sind ja nur Laurentiustränen“, spricht sie leise — „Laurentiustränen!“ Und aus ihrem Herzen steigt das Gebet empor: Herr — Herr, soll er den Heldentod sterben, denke meiner in Barmherzigkeit, gib uns droben ein Wiedersehen.

Zwei Tage später huschten die Mondstrahlen auch über den weißen Scheitel der Frau. — Die aber war so kalt, wie das Licht derselben. Auf ihrem Schoß lag eine Feldpostkarte: Ihr Sohn starb den Heldentod bei Mülhausen. Er war vorgegangen

Die Kinderstube.

Von E. Fromm. (Nachdruck verboten.)

Man hört und liest heutzutage so oft: Dem merkt man seine Kinderstube an, daß man einen bekannten Ausspruch bei- dahin variieren möchte: An ihrer Kinderstube sollt ihr sie haben. — Ja, einem jeden von uns, der das Glück hatte, in einer guten Kinderstube, das heißt: von einer sorgsamem, von einem verständigen Vater geleitet, aufzuwachsen und zu gewinnen fürs Leben, ist eine große Gnade widerfahren. Wenn wir Erwachsenen heute zurückdenken an unsere eigene Jugendzeit, wie klopfst uns das Herz in dem Gedanken an die Mutter, die uns wurde. Welche heißen Tränen steigen in uns auf, wenn wir derer gedenken, in deren Armen wir einst gelacht und geweint haben und uns geborgen fühlen durften, derer, die uns schon den Frieden sandten! Aber welche Bitterkeit quillt auf, wenn wir einsam, mißverständen unsern kleinen Weg wandern mußten in einem friedlosen Hause neben Eltern und Geschwister, die gleicherweise ihre eigenen Genüsse unserer kleinen Kinder vorzogen. Damals wußten wir nicht, was uns fehlte. Die wenigen Kinder sind es in unserem modernen Leben geworden, den Blütenpfad der Jugend an der Hand derer zu gehen, die die nächsten sein sollten! Wie viele aber stehen am Wege mit hungrigen Augen. Ihr, die ihr wißt und empfindet, was die eigenen Jugend gefehlt, warum strebt ihr nicht mit ganzem Herzen danach, nicht an euren Kindern zu versäumen, was man an euch versäumte!

Aber da sind die Sitzungen und Zinsfuhrtees, die Mittagstische und Wohltätigkeitsbasare; da sind Vereine und Vorträge; da sind reihenweise Besuche zu machen, die Bälle und Theater zu vergessen; das alles darf beileibe nicht versäumt werden, das ist ungeheuer wichtig. Man muß doch in der Welt leben und mit der Welt leben, für die Kranken tanzen, für die armen Tee ausschütten und für die Armen in Vorträge sprechen, von denen man öfter nichts mit nach Hause bringt als die Erinnerung an die totschöne Pariser Mode der Frau von K. oder den neuen Platinschmuck der Frau B.

Die Kinder? O, die sind ja gut aufgehoben bei dem Fräulein. Sie haben sich die Eltern überzeugt, was Geistes und Herzens das Fräulein ist? Leiten sie mit ihm gemeinsam die Erziehung? Oder vertrauten sie nur gedankenlos irgendeiner gleichgültigen Fremden ihre teuersten Schätze an, die nach Jahresfrist vielleicht weiterzieht!

Ihr eleganten Mütter, die ihr mit Grazie euch vor den kleinen Geisteskindern aus eurer Kinderstube hin- und herdreht, die ihr

so gewandt den schmutzigen Händchen, die voll Sehnsucht nach euch greifen, zu entschlipfen wißt, ihr eiligen Väter, die ihr mit Berufs- und anderen amüsanteren Geschäften überhäuft, höchstens im Vorbeigehen einmal flüchtig den Kopf zur Tür eurer Kinderstube hineinsteckt, ihr Erzieher, die ihr nur Handwerker, nicht Künstler seid in eurem Beruf, ihr könntet wissen, was ihr versäumt, wenn ihr nachdenken könntet!

Habt ihr schon versucht, euch mit euren Kindern zu freuen, mit ihnen zu leiden? Kennt ihr eure Kinder überhaupt?

Jeder weiß, daß es die Pflicht der Eltern ist, ihre Kinder zu ernähren, zu kleiden, bilden zu lassen, bis sie auf eigenen Füßen stehen können und imstande sind, auf irgendeiner Lebensbahn selbstständig vorwärts zu gehen.

Der Mensch besteht aber aus Leib und Seele.

Möge also ein jeder sich daran erinnern, daß es auch Elternpflichten gibt, die sozusagen unsichtbar aber ebenso ernst sind, ideale Pflichten, die zu erfüllen die Eltern und Erzieher unablässig ringen und kämpfen heißen mit ihren eigenen Charakteren, ihrer Veranlagung, ihren Neigungen.

Nur der Beste ist zum Erzieher gut genug, und so müssen wir streben, zu den Besten zu gehören, das Beste in uns zu fruchtbarer Reife zu bringen. Indem wir mit uns selber ringen, lernen wir Seelen verstehen, Seelen leiten. Indem wir in unsere eigenen Abgründe sehen, lernen wir die Tiefen und Untiefen der Seele abzuschätzen. Wir lernen entsagen und andern helfen, im Entsagen stark zu sein.

Dann aber nehmen wir unser Erziehungsgerät zur Hand und wandern als Vergleute in das Jugendland, wo das Gold der Liebe offen zutage liegt, oder wir es schürfen müssen in heißem Bemühen. Wir holen hervor aus tiefen Schächten, was ohne uns vielleicht ungehoben bliebe und verborgen im Herzen.

Wir wollen nicht neben unsern Kindern leben, sondern mit ihnen und in ihnen; wir wollen ihre besten, treuesten Freunde sein; wir wollen ihnen den Vorteil einer guten Kinderstube sichern fürs ganze Leben, einer Kinderstube, in der Gemüt und Herz verbunden sind mit Mut und Entschlossenheit, in der Liebe zum Edlen, zu Vaterland und Rasse gepaart sind mit der Liebe zur guten Sitte und zur strebenden Arbeit.

Diese Flammen werden, so manchemal niedergedrückt und halberstickt vom Sturm des Lebens, unauslöschlich wieder emporlodern und das Herz mit Blut erfüllen bis zu seinem letzten Schlag.

Ihr aber, ihr Eltern und Erzieher, die ihr also für eure Kinder gelebt, wisset, daß ihr für unendlich kommende Generationen lebtet. Euch winkt nicht die Unsterblichkeit durch eure Beteiligung an allen möglichen Veranstaltungen, die ein Hauch der Zeit verweht; ihr grabt euch nicht in das Gedenken der Nachwelt durch die Ehren, mit denen euch die Mitwelt überhäuft und die ihr manchmal mit dem Besten eures Lebens zahlen müßt, sondern ihr seid allein unsterblich in Ewigkeit in den Kindern!

Deutsche Eltern, deutsche Erzieher, merkt auf! Wir alle sind Bausteine; fügen wir uns fest und unverrückt an unsern Platz, damit die Kommenden sichern Grund finden.

Der Herbst ist nun ins Land gezogen.

Der Herbst ist nun ins Land gezogen; Sei stark, mein Herz, und traure nicht! Hat dich auch mancher Traum betrogen, Den du geträumt von Glanz und Licht, So ist doch vieles dir gelungen, Und manches Schöne nennst du dein; Umsonst nicht, Herz, hast du gerungen, Es brachte Lohn die Mühe ein.

Was willst du mehr? Es kann hiemieden Nun einmal nichts vollkommen sein. Kein Paradies ist dir beschieden, Erfüllt von ew'gem Sonnenschein. Sei still vergnügt, wenn Gottes Segen Nur mit dir ist auf dorn'ger Bahn — Bemühe dich, das Glück zu pflügen, Das du erndest, zu empfangen.

Kachen.

B. Sager.

Unsere Bilder

Der Felsen von Gibraltar mit Blick auf die englischen Befestigungen, die einen Durchbruch feindlicher Schiffe durch die 13—37 km breite Meerenge von Gibraltar unmöglich machen sollen. Der steile Felsen erreicht eine Höhe von 425 m und ist, obwohl in Spanien gelegen, seit 1704 in englischem Besitz.

Die französische Festung Belfort, die die Sentung zwischen den Vogesen und dem Jura durch ihre starken Befestigungsanlagen sperrt. Die Forts sind zum Teil in die Felsen gesprengt, dürften aber dennoch den neuen deutschen Belagerungsgeräten auf die Dauer nicht standhalten. Im Krieg 1870/71 kapitulierte die Festung nach hunderttägiger Belage-

...ung unter Gewährung des freien Abzuges der 12000 Mann starken Gar-
nison mit militärischen Ehren.

**Der verwaiste Friedenspalast im Haag, der Sitz des permanenten
Weltfriedesgerichts.** Der Bau wurde Ende August v. J. feierlich eröffnet.
Die Anregung zu seiner Errichtung gab bekanntlich Bar Nikolaus durch
sein im Jahr 1898 veröffentlichtes Weltfriedensmanifest, die Mittel zum
Bau stiftete der Milliardär und Weltfriedensfreund Carnegie. Die Aus-
führung des Grundgedankens vereitelte sein eigener Urheber, Bar Nikolaus.

Allerlei

Könnte beinahe stimmen. „Mein Rechtsanwält ist doch zu unver-
schämt!“ — „Warum denn?“ — „Hier schreibt er mir in die Rechnung:
Einmal des Nachts aufgewacht und Ihren Fall überlegt, 20 Mark.“

O tempora! „Ach,
diese Männer — früher
hat mir mein Mann
immer die ersten Beil-
chen gebracht, weil ich
sie gern hatte — jetzt
bringt er immer den
ersten Spargel, weil er
ihn gern hat.“

Nachträglich. Aus
dem Wohnzimmer ertönt
ein fürchterlicher Lärm.
Nichts Gutes ahnend,
stürzt die Mutter aus
der Küche ins Zimmer
und sieht, wie ihr Sohn
sich auf dem Teppiche
fortgesetzt überlugelt und
Purzelbäume schlägt. —
„Es ist nichts Schlim-
mes,“ so kommt der ju-
gendliche Spröbling al-
len Fragen zuvor, „ich
schüttle mich tüchtig,
weil ich vergessen hatte,
die Medizin zu schütteln,
bevor ich sie einnahm.“

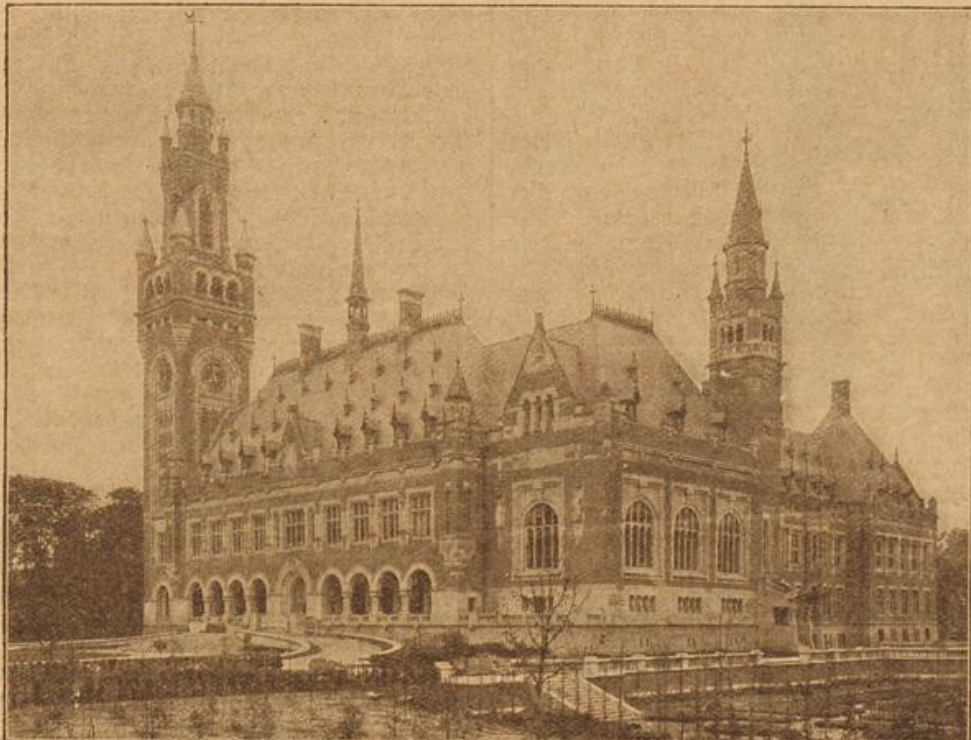
Aufspielung. „Ich
hoffe,“ sagt Mr. Dungs
zu dem Bräutigam sei-
ner Tochter, „Sie wis-
sen, daß Sie ein gut-
herziges, freigebiges
Mädel bekommen.“ —
„Ja,“ erwiderte der zu-
künftige Schwiegerjohn,
„das weiß ich, und hoffe,
daß meine Braut diese guten Eigenschaften alle von ihrem Vater hat.“

Strenge Examinatoren. In den vierziger Jahren waren an der
Berliner Universität die vier Professoren Ed. Roth, Dieffenbach und Wolff
wegen ihrer Strenge am wenigsten beliebt. Diesem Gefühl gaben die
Studenten in folgendem Verschen Ausdruck:

Kommst du glücklich um die Eiden,
Bleibst du nicht im Rothe steden,
Fällst du nicht in Dieffenbach,
Frisst dich doch der Wolff noch nach.

Als dem Professor Wolff dieses Verschen zu Ohren kam, bemerkte er
dazu in seiner trodenen Weise: „Der Wolf frisst eben nur — Schafe!“

Ein Wort für die Blinden. Den Stiefkindern des Glücks, den Blinden,
einen passenden und lohnenden Erwerb zu suchen, ist Pflicht der Wohlfahrts-
pflege und edler Wohltäter. Denn nicht nur, daß die Blinden von allen
Freuden des Lebens ausgeschlossen sind, sie leiden doppelt so sehr als ein
Sehender unter der Untätigkeit. Das wirksamste Arzneimittel für so viele
Leiden, und besonders solche seelischer Art, die Arbeit, ist für die Blinden
äußerst wichtig. Es muß anerkannt werden, daß die öffentliche wie private
Wohltätigkeit viel für die Blinden getan und ihnen manchen Beruf er-
schlossen hat, um Not und Mangel von ihnen fernzuhalten und ihrem Leben
Zweck und Inhalt zu geben. Durch den Unterricht in Blindenanstalten
werden ihnen zahlreiche Erwerbsmöglichkeiten gegeben. Neuerdings hat
man auf dem Gebiet der Massage und des Stimmens von Klavieren große
Erfolge in dieser Hinsicht gesehen. Während dem Blinden bei der Massage
sein feines Tastgefühl und die Tatsache, daß viele Leute die Körpermassage
mit Vorliebe einem Blinden anvertrauen, zugute kommen, ist es bei dem
Beruf als Klavierstimmer das bei Blinden stets vorhandene scharfe Gehör
und die besondere Empfänglichkeit für Musik. Auch die bewundernswerte
Handgeschicklichkeit, die die meisten Blinden besitzen, befähigt sie für beide
Berufe. Aus den Blindenanstalten wird alljährlich zum Winter eine Anzahl
tüchtiger Klavierstimmer entlassen, die teils in Pianofortefabriken eine feste
Anstellung finden, teils als Privatstimmer einen Erwerb suchen. Den armen
Blinden dieses Suchen nach Beschäftigung als Klavierstimmer zu erleichtern,
sei mildtätigen Frauen und Frauenvereinen recht ans Herz gelegt. Sie wer-
den selten eine Klage hören, daß der blinde Klavierstimmer seine Obliegen-
heit nicht zur Zufriedenheit ausführte. Auch für weibliche Blinde ist dieser
Beruf empfehlenswert und macht sich besser bezahlt als manche Heimarbeit.
Einen Angehörigen, der den oder die Blinden zu ihrer Rundschaft führt, be-
sitzen wohl die meisten, und wo nicht, findet sich gewiß eine hilfreiche Seele,
die dieses Liebeswerk für den Armsten unter den Armen übernimmt. W. Kr.



Der verwaiste Friedenspalast im Haag. (Mit Text.)

Gemeinnütziges

Gartenarbeit im Oktober. Im Monat Oktober ist die Arbeit im Garten
sehr groß. Vor allen Dingen muß die Obsternie beendet werden. Die
Verpflanzung und Vervielfältigen der Beerensträucher hat in diesem
zu erfolgen. Je ausgereifter das junge Holz, desto besser gelingt die
Pflanzung. Johannis- und Stachelbeersträucher eignen sich vorzüglich
Herbstpflanzung, Himbeersträucher dagegen mehr zur Frühjahrspflanzung.
Die Anpflanzung von Obstbäumen ist jetzt auch zu empfehlen, doch
dabei der Boden berücksichtigt werden. Warmer, loderer Boden ist für
Herbstpflanzung unbedingt notwendig. Bei der Anpflanzung eines Baums
ist darauf zu achten, daß er 10 cm höher zu stehen kommt, als er vor-
gestanden. Die Wurzelschnitte müssen dem Boden zugekehrt sein.

verleste Wurzel ist
dem Einpflanzen
abzuschneiden. Das
schiebt am besten ab
vorher. Aber Nacht
sen dann die Bäume
Wasser stehen. Nach
Neupflanzung ist ein
schneiden der Bäume
durchaus nicht tadel-
Umgraben und
fern der Erde unter
Bäumen ist nötig.
Sorgfalt ist auf
Schutz gegen die
schmetterlinge zu legen.
Die diden flügellose
Weibchen erklettern
den Fruchtknospen
Eier ab. Im Frühling
entwickeln sich daraus
gefährlichen Spinn-
röhren. Jedes Weib-
chen kann bis 300 Eier
legen. Die jungen
beginnen sofort
dem Auskriechen
Zerstörungswert an
Blütentknoten.
daher dringend notwen-
dig, der Haupten-
schon in diesem Monat
entgegentreten.
und Feerringe an
Bäumen, Abstrafen
Bäume, Beistehen

alles Abfalls unter den Bäumen und das Bestreichen der Bäume mit
milch ist notwendig. Die Gemüsebeete werden abgeerntet, gebündelt
gegraben. Mistbeetkasten werden bereitgestellt und gelüftet. In den
menbeeten werden die Einräumungsarbeiten ebenfalls fortgesetzt.

Hyazinthen gedeihen besser in alten als in neuen Töpfen. Das
eine Erfahrungstatsache; ihre Ergründung ist noch nicht gelungen.

Reisenträtsel.

A	A	A				
A	A	A	C	U	D	
E	E	E	E			
E	E	I	L	M	M	M
N	O	O				
O	R	R	R	R	T	T
U	U	U				

Aufgabe Nr. 115.
Von Frank Sealey.
Schwarz.

Die Buchstaben in versterhender Figur
lassen sich so ordnen, daß die wagerechten
Reihen bezeichnen: 1) Ein sehr vielge-
nanntes Land. 2) Ein hebräisches Mittel
gegen Verzauberung. 3) Eine Gestalt aus
der Ihesuslage. — Die senkrechten Reihen
sollen gleichzeitig nennen: 1) Ein Binnen-
meer. 2) Ein Möbelstück. 3) Eine Gruppe
organischer Verbindungen.
Alfred Richter.
Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriffs: Luft, Schuft, Duft. — Des Sonnets: Kopf.
Des Bilderrätsels: Man muß die Feste feiern, wie sie fallen.

Alle Rechte vorbehalten.